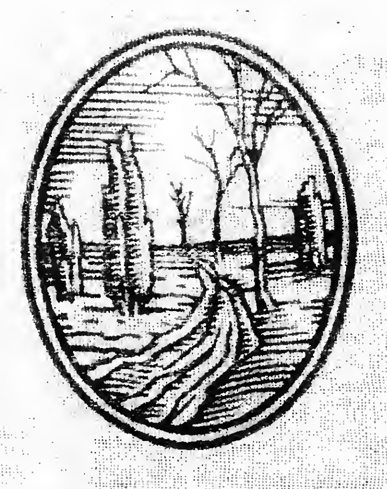
Herzensheilige



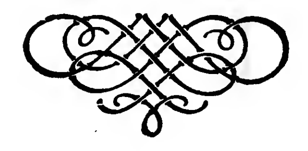
Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Diedrich Speckmanns Heideerzählungen

Gesamtausgabe

Achter Band:

Herzensheilige



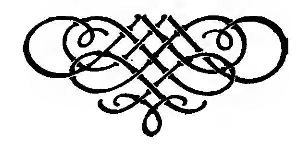
1921

Hesse & Becker Verlag Leipzig

Herzensheilige

Von

Diedrich Speckmann



1921

Hesse & Becker Verlag Leipzig

Erschienen 1909
der Gesamtauflage 76. Tausend

Gedruckt in Stuttgart bei J. F. Steinkopf

Meinem Freunde Karl Wentz
zu eigen



Nackte Füßchen drücken sich lautlos in morgenkühlen Sand, in Federkästen klappern Griffel und Bleistifte. Schulkinder mit Tornistern aus imitiertem Seehundsfell und hanfenen Büchertaschen kommen gemächlich die Dorfstraße dahergeschlendert.

Plötzlich stiebt die kleine Schar kreischend auseinander. Aus der Tür des Gasthofs „Zum Werletal" ist ein schwarzer Teufel unter sie gesprungen.

Doch auf die bloßen Beinchen, die hinter den Büchertaschen Schutz suchen, hat dieser es nicht abgesehen, so toll er sich gebärdet. Das versichert mit behaglich breitem Lachen eine freundliche Männerstimme: „Lütten Deerns, biten deiht he nich, he freit sick man!"

Da schließt die Schar sich wieder, und ein beherzter kleiner Kerl ruft den schwarzen Unbekannten sofort beim rechten Namen: „Mohr! Mohr!"

Die Kinder begeben sich in den Zwang der Schule, der Pudel und sein Herr hinaus in die Freiheit.

Ersterer gibt sich sofort mit Inbrunst den Nasenfreuden hin. Unzählige Male billigt er die ländlichen Düfte auf die Weise seiner Sippe.

„Hier geht's ungenierter zu als in Hamburg," lacht voll Behagen hinter ihm sein Herr, reißt sich die Weste und das ungepanzerte Hemd auf und trägt nun die bloße Brust dem kühlen Morgenwind entgegen. Zu-

weilen bleibt er stehen. Dann reckt und dehnt er die Glieder oder gähnt sich herzhaft aus, oder atmet langsam und tief, die Arbeit der Brust mit der Bewegung der Arme unterstützend. Wie oft führt sein Beruf ihn in Räume, wo das Atmen Überwindung kostet! Hier in dieser frischen, würzigen Morgenluft ist es eine Wonne. Da weiten und dehnen sich die Lungenflügel, um auch ihre feinsten Bläschen für den köstlichen Lebensodem dieses Sommermorgens zu öffnen.

Von der langweilig geraden Kunststraße lockt das Dunkel des ungebändigten, ungebahnten Bauernwaldes zur Seite.

Am Waldrand bleibt der schwarze Freund stehen, sperrbeinig und schwanzwedelnd.

„Was hast du da?"

„Komm und sieh dir's an," wedelt der Schwanz.

„Ach so ... ein totes Spitzmäuschen ..."

Über den Morgenglanz, der auf den Zügen des Menschen liegt, huscht ein Schatten. Die freudigen Augen trübt eine leise Trauer.

Gestern, unmittelbar vor der Abreise, hat er noch schnell eine Patientin besucht. Ach, wie gern will das junge Ding leben! „Herr Doktor, im August, wenn die Heide blüht, fahre ich auch hinaus und bringe Ihnen einen schönen Strauß mit ..." Sie wird die Heideblüte nicht mehr erleben ...

Aber weg mit solchen Gedanken! Wer elf Monate des Jahres sich mit Krankheit und Tod herumschlägt, wer trotz aller Gewöhnung das schmerzliche Mitempfinden manchmal doch nicht lassen kann, der darf es

einen Monat lang wohl einmal ganz mit dem Leben und der Freude halten...

Was ist das für ein feines, leises Rauschen?

Hei! Das ist Leben! Kribbelndes, krabbelndes Leben! Viele tausend kleiner Füße sind am Wandern.

Und dort ragt auf, was die emsige, rastlose Arbeit eines ganzen Volkes geschaffen hat. Zu dreiviertel Mannshöhe. Ein Großstaat also.

Mit hungrigen Augen schaut der Weltstadtmensch in das braune Gewimmel. Gott sei Dank, daß es auch so was gibt, und nicht bloß das Menschengewühl an der Börse und in St. Pauli!

Kühne Neulandsucher klettern dem Fremdling aus einer anderen Welt an Beinen und Stock in die Höhe. Die meisten werden bald stutzig, legen das Vorderpfötchen nachdenklich an den Kopf und ziehen es vor, wieder in das Land der Ameisen hinabzusteigen. Nur eine erklimmt wagemutig höhere Höhen und tut dann einen um so tieferen Sturz, von eines gewaltigen Mundes Sturmhauch erfaßt und hinabgeschleudert.

Mit seinem Stocke reizt der Mensch das wunderliche Staatswesen. Da sprüht wie Anno dreizehn eine Wolke völkischer Erregung auf, und in das schnell darübergehaltene Taschentuch hinein. Und die sich kraus ziehende Nase saugt daraus den scharfen, würzigen Duft des Waldes.

Aber nun den Arm vor die Augen und hinein in das weglose Dickicht! Was schaden die Nasenstüber, Backpfeifen und Ohrfeigen! War man einmal ein rechter Junge, so sind das nur liebe Erinnerungen, und das

alte Herz fühlt dabei mit Wehmut und Wonne etwas von der Entdeckerfreude, die einst das junge auf solchen Streifzügen geschwellt hat.

Der Wald öffnet sich. Durch Hochwald und dichtes Unterholz von der großen Welt ringsum abgeschlossen, breitet sich eine Lichtung in der Morgensonne, eine kleine Welt für sich.

Vor Jahren ist hier geholzt worden. Um die mulmigen Sümpfe haben sich Walderdbeeren angesiedelt. Tauige Feuchte glitzert von den schönen Blättern, lieblich lachen die Rosenbäckchen der reifen Früchte. Auf die Knie niedergehen, die Hände ausstrecken und endlich wieder einmal eine Gabe ohne Zwischenhände unmittelbar aus der gütigen, reinen Hand der Natur hinnehmen — welche Lust! Auch in den süßen Früchten ist die ganze Würze des Waldes.

Inmitten der Lichtung ist eine mächtige Föhre stehengeblieben. Ob zufällig vergessen? Oder hat ihre stille Majestät dem Waldbauern Ehrfurcht abgenötigt? Sie sieht schon danach aus, als ob sie dem zeichnenden Beil und der fällenden Axt Halt gebieten könnte. Frank und frei steigt sie in das goldene Licht empor, still und stolz trägt sie ihre dunkle, grüne Krone. Der winzige Mensch steht bescheiden zu den Füßen der königlichen Riesin und sieht ehrfürchtig an ihr hinauf. Und die Hand, die sonst an weichen, kranken Menschenleibern dahintastet, fährt in scharfer Reibung an ihrem roten, rauhen, rissigen Kleide auf und nieder, und den ganzen Körper durchzuckt in solcher Berührung die gesunde Kraft des Waldes.

Hier ist's gut sein. Der Stamm bietet dem Rücken eine Lehne, zwei starke Wurzeln laufen eine Strecke über der Erde und geben bequeme Armlehnen.

Ein seltsames Gefühl des Geborgenseins überkommt den Ruhenden in solcher Hut. Er fühlt sich verbunden mit den schaffenden Kräften, die ein Jahrhundert und wohl länger an dieser Stätte still und stark gewirkt haben ...

Die Sonne steigt höher und höher über die gezackte Linie des Waldes empor. Brütend liegt ihre Wärme auf dem grünen Winkel. Da schlägt das Leben in Millionen winziger Wesen die Augen auf und flimmert und flirrt, summt und surrt. Und der Mensch pliert mit halbgeschlossenen Augen in seinen bunten, wirbelnden Tanz und horcht mit traumwachem Ohr auf sein tausendstimmiges Lied. Und es kommt ihm auf leisen Sohlen wieder einmal jener Stunden eine, wo ihn gewaltig das Staunen vor dem Wunder des Lebens packt. Den großen, ewigen Lebensstrom, der den stillen Baum und die tanzende Mücke, die kleine Waldwelt und das unendliche All durchdringt, fühlt er mit seligen Schauern durch seine gelösten Glieder und durch seine wache Seele fluten ...

An einem neblig-kalten Dezemberabend ist's gewesen, in einem kahlen Krankenzimmer. Da hat seine Hand ein zufällig auf dem Tisch liegendes Büchlein geöffnet, und sein Auge ist darinnen von ungefähr an zwei Worten haftengeblieben. Sie haben leise Sehnsucht geweckt, dann sind sie schnell in dem Meer alles Vergessenen versunken. Aber jetzt tauchen sie plötzlich wieder ans Licht

empor. Denn was an jenem dunkel-kalten Winterabend Verheißung war, das hat dieser leuchtende Sommertag erfüllt. Dieser Morgen im Waldwinkel ist so ... „sonnensilberschön", und dem, der ihn erlebt, so ... „sommerselig" ...

Die Lippen öffnen sich und summen die Worte mehrmals leise in das Gesummse ringsum: „So sonnensilberschön ... so sommerselig ... sonnenselig ... sommersonnenselig ..." Und mit all den weichen Lauten summt er sich selber sachte in sommerseligen Schlaf ...

Der Pudel hat sich auch, die Vorderfüße gegen die Beine seines Herrn gestemmt, in wonniger Faulheit in die Sonne gestreckt. Zuweilen stöhnt er vor tiefstem Behagen auf. Zuweilen zuckt er in glücklichen Träumen zusammen. Wenn er sich einmal rührt, ist es nur, um eine andere Seite seines schwarzen Fells von der Sonne durchstrahlen zu lassen. Dann blinzeln seine Augen ein paarmal in feuchtem Schimmer, er seufzt ob der Anstrengung und sinkt aufs neue in sommerseligen Schlummer.

Wohl naht den beiden Schläfern hin und wieder heimlich ein geflügelter Räuber, saugt sich voll des roten Blutes und taumelt ungestraft und schwergeladen von dannen. Aber was die paar Frechlinge rauben, das geben alle die unsichtbaren Sonnen- und Erdgeister, die in diesem Waldwinkel weben, auf ihre Weise den Bestohlenen hundertfältig wieder.

Die Tür des Gasthofes zum Werletal öffnet sich aufs neue.

Ein Herr und eine Dame treten in den Sonnenschein hinaus, der auf der Straße liegt.

Wenn das Leben so seinen gewöhnlichen Gang geht, pirscht der kleine Herr Professor mit spitzem Spieß auf Böcke in griechischen und lateinischen Arbeiten der Sekunda eines Königlichen Gymnasiums. Straßen roten Blutes verraten, wo er gejagt hat, und mancher Mutter Sohn besichtigt mit Grauen die Strecke. Aber in diesen frohen, freien Sommertagen denkt er an edlere Jagd. Sein Gewehr ist eine gute photographische Kamera, sein Jagdgebiet die deutsche Landschaft, seine Beute alles, was darin seinem sehenden Auge gefällt, vom bescheidenen Baum und Strauch der Erde bis zu den Licht- und Wolkenwundern des Himmels.

Eine wackere Waidgesellin, mit der gleichen Waffe ausgerüstet, schreitet in leichtem, duftigem Sommerkleide ihm zur Seite. In Frau Elisabeths suchendes Auge kommt der freudige Glanz des Findens, wenn sie Kinder fröhlich spielen sieht.

Ein eigenes Kind hat sie niemals ans Herz gedrückt. Aber daheim ist ein ansehnliches Album voll der reizendsten Bilder ihr wertvollster Besitz. Wie die liebe Kinderwelt in Nord und Süd spielt, lacht, jauchzt, muckt, weint, tollt, das ist erstaunlich echt zwischen den Deckeln dieses Buches in Liebhaberphotographien zusammengetragen.

Wenn die beiden an traulichen Winterabenden ihre Bilder, die Beute schöner, sommerlicher Ferien- und Reisewochen, betrachten, drängt eine frohe Erinnerung die andere, und mit Lust und Umsicht werden Pläne für

den nächsten Sommermonat goldener Freiheit geschmiedet. Dieses Mal hat der warmherzige Werbebrief des Hamburger Freundes für die Heide den Ausschlag gegeben.

Nun ziehen sie erwartungsvoll in den sonnigen Julitag hinaus.

Das Glück ist hold. Kaum hundert Schritt vom Gasthof in einem Torweg suhlt sich in Sand und Sonne, ein Urbild urwohligsten Behagens, ein kleiner Kerl von fünf Sommern. Um ihn wühlen und quieksen appetitliche Ferkelchen von schimmernd rosiger Weiße.

„Pst!"

Der Professor bleibt wie gebannt stehen.

Frau Elisabeth schleicht auf den Fußspitzen vorwärts, kauert nieder, ein Druck auf den Ball, knips, und der kleine Sonnenbruder samt Umgebung ist glücklich auf die Platte gebracht.

Wenn sie ihre Bilder in Sicherheit hat, pflegt sie mit den Kleinen ein Gespräch anzuknüpfen. Dadurch werden jene für die Erinnerung ja um so vieles lebendiger. Ihr bißchen Fritz-Reuter-Platt zusammenraffend, versucht sie das auch hier. Aber der unliebenswürdige kleine Kerl dreht sich auf sein Bäuchlein und ist nicht einmal für ein Täfelchen Schokolade zu haben. Wie sie ihn sanft herumrollen will, schreit er wie besessen, und die beiden machen sich erschreckt aus dem Staube. —

„Wohin jetzt? In den Wald oder die Wiesen?"

„Natürlich in die Heide, Kind! Gestern abend auf dem Wagen haben wir sie im Mondlicht nur geahnt, jetzt wollen wir sie sehen ..."

„Ah! Der prächtige Bauernhof da!"

„Ja, es ist wundervoll, wie breit und behäbig so ein Gehöft hingelagert ist."

„Was für ein scharfer Geruch ist hier in der Luft?"

„Dort steht ein Schafstall mit weitgeöffnetem Tor. Die Schnucken werden jetzt drüben in der Heide sein ..."

„Ach sieh, wie schön der Buchweizen blüht."

„Heut ist ein Festtag für die Bienen. Horch, die ganze Luft ist voll Gesumm."

„Fast wie unter der alten Linde bei mir daheim. Weißt du noch?"

„Ja, ja. Sonntagsstille — Lindenblütenduft — Bienengesumm — Hand in Hand mit dem Liebchen ... wer könnte das vergessen! ..."

„Wie fein das Rosaweiß des Blütenfeldes sich gegen das Braun der Heide abhebt!"

„Die Heide ist braun, einst blühte sie rot. Mein Lieb ist falsch, ach wär' ich tot!"

„Was soll das?"

„Ach, es ist ein altes Verschen, das mir so durch den Sinn huscht!" ...

„Wie gleichlaufend die schimmernden Pfade sich dort die Höhe hinaufziehen! — Ob sie entstanden sind, weil seit Urzeiten zwei Menschen so nebeneinander sie gewandelt sind, wie wir beide heute?"

„Nein, Kind, es sind ausgetretene alte Wagenspuren."

„Ach so." ...

„Nun sag' mal! Hast du je so Schönes gesehen?

Auf braunem Grund der dunkelgrüne Wacholder, eingerahmt von Ginstergold und Birkensilber, und darüber das zarte Himmelsblau ..."

„Ja, das ist schön."

„... Ob ich? ..."

„Ja, warum nicht?"

„Fast ist's zu schade. Wie wenig kommt von solchem Licht- und Farbenzauber schließlich auf die Platte! Und eigentlich wollte ich ja heute nur erst sehen ... Aber ich kann's mir doch nicht versagen ..."

Er trifft seine Vorbereitungen, etwas umständlich und pedantisch. Frau Elisabeth breitet eine rote Decke auf zartgrüne einjährige Heide und läßt sich darauf nieder. Ihren gelbseidenen Sonnenschirm über sich haltend, sieht sie ihm schweigend zu. Sie weiß, daß sie ihn jetzt nicht anreden darf. In solchen Augenblicken ist er nervös.

Endlich tritt er zurück und ergreift den Ball, um die Belichtung vorzunehemn.

„Hermann, einen Augenblick! Hast du auch die schöne Wolke dort links gesehen?"

„Ach, die kriege ich doch nicht. Sie hat zuviel Sonne getrunken."

„Wenn du die Gelbscheibe nimmst ... Man kann doch nicht wissen."

„Freilich, ihr unterer Rand spielt etwas ins Perlgraue ... ganz unmöglich wäre es nicht. Aber ich möchte den Apparat nicht gerne verrücken."

„Ist auch nicht nötig. Die Wolke segelt in dein Bildfeld hinein."

„Ja ... Aber sie hat viel Zeit.“

„Nicht mehr als wir. Es ist erst neun Uhr. Komm nur und mache dir's auf meiner Decke gemütlich.“

Er legte sich an ihre Seite und schmiegte sich so nahe heran, daß der Sonnenschirm auch sein Gesicht schützte. So lagen sie und warteten geduldig auf die lichte, leichte Sommerwolke, die langsam durch das blaue Lichtmeer dahergeschwebt kam. Ihr sanftes Schweben, ihr lieblicher Glanz gab den Gedanken, Gefühlen, Gesprächen der Wartenden etwas seltsam Leichtes, Gehobenes, Beschwingtes, und schenkte ihnen eine von allem Druck und jeder Enge befreite Feierstunde, in der sie die sommerliche Wärme, die Schönheit von Heide und Himmel und das trauliche Beieinander in tiefster Seele genossen.—

Am Abend hat der gute Professor in dunkler Kammer bei rotem Licht die Wolke gesucht, aber keine Spur von ihr gefunden. Solch ein lichtes Himmelskind läßt sich auch von der besten Platte eben nicht einfangen. Aber so oft die beiden später das sonst gut gelungene Bild betrachtet haben, ist ihnen die schöne Sommerwolke licht und leicht wieder durch die Seele gezogen. Denn die hatte ihr liebliches Bild aufgefangen und festgehalten.

Der Vorsteher von Bohlersen hatte eben zwei neugierige Fragen des Königlichen Landratsamts glücklich beantwortet und belohnte sich mit einem Pfeifchen Tabak, als ein Herr eintrat und ihm durch die polizeiliche Anmeldung von sieben Personen neue Schreiberei ver-

ursachte. Der Dorfgewaltige hielt diese Förmlichkeit in seinem friedlichen und leicht übersehbaren Reiche für gänzlich überflüssig, machte sich aber nach einigem Gebrumme doch an die Arbeit. Als der Besucher ihm dabei etwas anderes vortragen wollte, sagte er kurz: „Still, ick schriew!"

„Na, und was haben Sie sonst noch?" fragte er, etwas von oben herab, als die Eintragungen glücklich bewerkstelligt waren.

„Eine Bitte. Würden Sie als Fischereipächter mir wohl erlauben, die nächsten vier Wochen in der Werle ein wenig zu angeln?"

„Hm hm, wer sind Sie denn von den Sieben, die ich hier aufgeschrieben habe?"

„Der Pastor."

„Ach so — hm — meinen Sie for umsonst, Herr Pastor?"

Über diesen Punkt beruhigt, schrieb er nach einigem weiteren Hin- und Herreden wie folgt:

> „Inhaber dieses erhält gegen Mk. 4.— von Endesunterzeichnetem für den laufenden Monat die Gerechtsame, in der Werle zu fischen, aber nur mit Angel, wenn Derselbige einen von die dicken Hechte kriegt, welche über vier Pfund wiegen Bezahlt er pro a Stück noch eine Mark apreh.
>
> Datum Dorfsiegel. Unterschrift."

Den erfreut abziehenden Inhaber erwartete draußen eine Freude. Seine kleine Frau kam mit schnellen kurzen Schritten die Straße daher, ihre vollen Wangen

glühten, die Augen strahlten, die kurze runde Hand hielt einen Brief in die Höhe.

„Von Ho ... Hono ... lulu!" stieß sie atemlos heraus, „unser Junge ... ist munter ... wie ein Fisch ... Dem Briefboten habe ich gleich ... fufzig Pfennig Trinkgeld gegeben ... vierundsechzig ... dichtbeschriebene Seiten ... alle nummeriert ... schon in England angefangen ... ein richtiges Tagebuch ... ich habe bloß erst auf der ersten Seite nachgesehen, daß es ihm gut geht ..."

„Gott sei Dank."

„Wo wollen wir den Brief lesen?"

„Auf dem Wasser, in Frau Siems ihrem Kahn. Geh vorauf, ich hole mir nur eben mein Angelzeug, in zwei Minuten bin ich bei dir." —

Das Boot trieb mit den blanken Wellen über goldgelben Kies und dunkelgrüne Pflanzenpolster zwischen dem frischen Grün der jüngst gemähten Wiesen und dem Silbergrau der Weiden den Fluß hinab. Er stand und hielt es mit einer Stange von den Ufern. Sie saß, und las und las: vom Schiffsgewimmel im Kanal, von Sturm und Stille des Ozeans, von halsbrecherischem Klettern in den Rahen, von der Äquatortaufe, von Weihnachten im Ölanzug am Steuerrad, von Haifisch- und Albatroßfang, von der aus der Wasserwüste auftauchenden Palmeninsel, der die Sehnsucht des jungen Schiffers, der seine erste Reise macht, entgegenfliegt. Inzwischen war das Boot längst im Weidenschatten festgelegt. Der Zuhörer ließ eine Weile vornübergebeugt das kühle, klare Wasser um seine Hände

perlen. Dann fütterte er die Fischbrut mit Brotkrumen und sah ihren Kinderspielen zu.

Endlich ließ die gute Mutter den Brief in ihren Schoß sinken, hielt die Hände über ihm gefaltet und blickte mit feuchten Augen in das Geflimmer der ziehenden Wellen.

„Wie der Junge in seinem Element ist!“ sagte der Vater froh bewegt. „Mutter, es war doch recht, daß wir unserem Herzen einen Stoß gegeben und ihn haben ziehen lassen.“

„Jaa,“ seufzte sie, „die Liebe zum Wasser war bei ihm doch wohl echt ...“

„Mutter, nun haben alle unsere Kinder ihren Weg unter den Füßen.“

„Ja, und ich glaube, bei jedem ist's der rechte.“

„Das glaube ich auch ... Mile, es ist doch ein schönes Gefühl. Als wir anfingen, hatten wir keinen Pfennig Vermögen. Heute haben wir auch noch nichts, aber auch noch keinen Pfennig Schulden, und sechs Kinder, die ihren Platz ausfüllen und in der Welt ihren Mann stehen.“

„Ja, aber oft haben wir auch schwer genug hindurch müssen.“

„Und sind immer vergnügt dabei gewesen.“

„Ja, das sind wir.“

„Und nun können wir uns sogar diese vier Wochen leisten.“

„Ja, wer hätte das gedacht!“ ...

„Du bleibst wohl am liebsten hier sitzen und denkst an deinen Liebling in der Ferne. Ich möchte noch ein

paar Schritt die Werle hinuntergehen und meine Fischgründe untersuchen. Nachher hole ich dich ab."

Sie reichten sich die Hände, drückten sie mit Wärme und sahen sich froh in die Augen. Dann trat er auf einen Weidenstumpf hinüber, kroch durch das Gebüsch und ging den Fluß hinab. Zuweilen blieb er stehen und bog sich spähend über das Ufer. Oder er ließ auch einmal die künstliche Fliege über das Wasser tanzen. Sie wurde von den Bewohnern der Werle aber nicht beachtet, und so tat ihr tückischer Stachel an diesem frohen Sommermorgen keinem Geschöpf etwas zuleide.

Sie war inzwischen zu ihrem Brief zurückgekehrt, blätterte hin und her und las bald hier, bald dort eine Seite zum zweiten und zum dritten Male. Aber nicht solche Stellen, wo der kühne Seeheld renommierte, sondern die, wo im Gedanken an die Lieben in der Heimat das Gefühl einmal mit dem warmherzigen Jungen durchgegangen war. Da kam aufs neue feuchtes Schimmern in ihre Augen. Aber lange währte es nicht, so waren sie wieder blank und klar, und das Muntere, Frohe, Tapfere, das in ihrem grauen Grunde eine Heimat hatte, war wieder obenauf, und die schaffigen Hände, die vier starke Söhne und zwei liebliche Töchter geleitet hatten, strickten über dem Briefe im Schoß und unter einem lustig tanzenden Mückenschwarm an dem Beinling für eine stramme Seemannswade.

„Guten Morgen, Frau Siems. Hier bringe ich Ihnen eine Dose mit gebranntem Kaffee. Es ist nämlich meines Gatten Lieblingssorte. Davon lassen Sie uns

morgens immer geben, zwei Lot auf vier Tassen. Ihre Tochter wird wissen, wie man ihn aufgießt, daß er sein Aroma behält. Und dann lassen Sie uns wohl draußen unter der großen Eiche den Tisch decken. Zwiebäcke, Weißbrot, vielleicht auch ein Stückchen Schwarzbrot, zu der Butter auch etwas Honig. Aber bitte, Scheibenhonig. Dem Seimhonig traue ich nicht recht, es wird zu viel Mantscherei damit getrieben. Sie haben verstanden?"

„Jawohl, Frau Bürgermeister, es soll alles nach Wunsch besorgt werden."

Nach diesem Besuch in der Küche begab sich die Dame, deren stattliche Formen ein weites graues Morgenkleid weich umhüllte, zu der Eiche, die als Stätte des Frühstücks erkoren war. Ihr Gatte saß bereits im Schatten am Tisch und studierte eine Zeitung. Wie sie sich zu ihm setzte, las er vor: „Lokales. Unser Herr Bürgermeister hat heute einen vierwöchigen Urlaub angetreten ... Die vernünftigste Notiz, die das Wurstblatt das ganze Jahr über bringt," fügte er, ein Morgengähnen unterdrückend, hinzu.

„Erlaube," sagte sie und zog ihm das Blatt zwischen den Fingern weg.

Als der Kaffee eintraf, legten sie die Zeitungen zur Seite und probierten den braunen Trank mit schlürfenden Kennerschlückchen. Er schüttelte sich. „Brrr! Trülülüt!"

„Mit solchen Riesentassen konnte ich wirklich nicht rechnen," entschuldigte sie. „Warte nur, morgen soll er besser sein."

Er aß zwei mit Butter und Honig bestrichene Zwie-

bäcke. Dann setzte er eine Importe in Brand, legte die Beine übereinander und blies behaglich feine blaue Wolken in die Sommerluft.

„Wo die anderen wohl sind?“ fragte Frau Klara, sich noch eine Schnitte Weißbrot streichend.

„Die strapazieren sich natürlich in Wald und Heide,“ sagte er und setzte sich noch gemütlicher zurecht, indem er den rechten Arm bis zur Achselhöhle auf den Tisch schob.

„Wenn du dich nur diese Wochen nicht langweilst, Klara!“

„Das fürchte ich eigentlich nicht, es ist mal was anderes, als diese ewige Westerländerei mit dem Meeresrauschen. Der Hamburger ist eigentlich auch kein uninteressanter Mensch ... Wie findest du die Frau Professor?“

„Sehr nett!“

„Mir ist sie etwas zu ätherisch, zu mondscheinhaft.“

„Da bin ich freilich abweichender Meinung. Alles an ihr ist zarteste, feinste, edelste Fraulichkeit. Sie hat so gar nichts ... na — wie soll ich's gleich nennen ... so gar nichts Hosenmäßiges. Daß es einige Dutzend Frauenbewegungen gibt, daß das moderne Weib sich selbst gefunden hat — davon und von ähnlichen schönen Dingen merkt man bei ihr nicht das geringste.“

Die Gattin richtete sich kampflustig auf. Aber er machte mit seiner Zigarre eine beschwichtigende Bewegung in der Luft und sagte: „Ach bitte, Klara, laß es heute mal durchgehen. Ich möcht' mei' Ruh'. Magst du eine Zigarette? Die schlägt nieder.“

„Danke, jetzt nicht."

Ein Band von Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" lag vor ihr, darauf eine feine Stickerei. Einen Augenblick schwankte sie zwischen beiden. Dann entschied sie sich für das Buch und vertiefte sich in die Lektüre ...

Eine Italienerin — rebhuhnfarbig und gelbbeinig — näherte sich dem Frühstückstisch, den Kopf im Schreiten vorstreckend und zurückzuckend.

Der Bürgermeister warf ihr einen Brocken hin. Da kam auch der Hahn — aus dem Geschlechte der Andalusier — und bald war die ganze buntscheckige Familie um den freigebigen Spender versammelt und tat sich gütlich ...

„Er hat die mit dem Poll doch am liebsten."

„Wer?" fragte die Gattin abwesend, von ihrem Buche aufblickend.

„Der Pascha dort."

„Ach, du mit deinen alten Dummheiten immer!"

Sie kehrte zu Meister Gottfried zurück ...

„Alles doch wie bei uns."

„Wieso?"

„Die dicke, bunte da hackt immer auf die zarte, weiße, ätherische ein."

„Mach' doch nicht so entsetzlich dumme Witze! Es ist ja zum Weglaufen!" Sie drehte ihren Stuhl, daß sie ihm halb den Rücken zuwandte, und war entschlossen, sich nun nicht wieder stören zu lassen.

Er blies jetzt Ringe. Es schwebten ihrer oft drei zugleich in der unbewegten Luft.

Frau Siems, die Wirtin, kam, um den Tisch abzu-

räumen. Über dem rosigen, nur wenig angerunzelten Borsdorfer-Apfel-Gesicht thronte, beinah etwas kokett, ein sauberes Häubchen, das den Sommergästen zu Ehren angeschafft war.

„Sie sehen heute morgen entzückend aus, Frau Siems," sagte der Bürgermeister jovial.

Sie erschrak zuerst, lächelte dann verschämt und fuhr mit der Hand an ihren Hals, um einen Schönheitsfehler, ein Muttermal, zu verdecken.

„Lassen Sie ruhig sitzen, Frau Siems. So eine Kleinigkeit tut der Liebe keinen Abbruch. Aber Scherz beiseite, was gibt's heute mittag?"

„Pottkieker!" schaltete die Gattin ein.

Frau Siems machte ein verheißungsvolles Gesicht. „Hamburger Küken," sagte sie wichtig.

„Ah, Küken!"

„Ja, und Hamburger! Meine Minna hat doch in Hamburg umgelernt. In einem ganz feinen Hotel, wo die Herren Geschäftsreisenden verkehren."

„Donnerwetter!"

„Und dann habe ich noch eine kleine Überraschung für die Herrschaften."

„Na?"

„Nee — das verrate ich nicht!"

„Uns können Sie's im Vertrauen schon sagen," meinte Frau Klara.

„... Musik!"

„Musik!?" rief das Ehepaar wie aus einem Munde.

„Ja—a!"

„Ziehharmonika?"

„Nee, Herr Bürgermeister, viel feiner!"

„Drehorgel?"

„Ich bitte Ihnen, Frau Bürgermeistern, viel höger herauf."

„Was denn in aller Welt?"

„Jaa, das is man nich so—o. Der Reiseonkel von den Musiktomaten is hier und will mir so'n Ding — den Namen habe ich vergessen, es is 'n ganzen ausländischen — ganz für umsonst aufstellen."

„Beste Frau, machen Sie sich nicht unglücklich!"

„Was?"

„Ihr alter Freund, der Doktor, kündigt Ihnen die Freundschaft."

„Aber is denn das nicht ganz was Feines? Der Reiseonkel meint ..."

„Hören Sie nicht auf den Schwätzer. Das ist ja gerade das Schöne, daß es so'n Zeug bei Ihnen noch nicht gibt. Ich sage Ihnen, der Tingeltangel-August, der seine Dinger, Stück für Stück 'n Groschen, aus solchem Trichter in die Welt brüllt, der brüllt Ihnen alle anständigen Menschen aus dem Hause."

„Aber es is auch Regimentsmusik dabei."

„Schadet nichts! Haben Sie schon unterschrieben?"

„Nein, das wollte ich gleich tun. Der Herr sitzt noch beim Frühstück."

„Kommen Sie, ich helfe Ihnen, den guten Mann mit seinem Kasten in aller Gemütlichkeit an die Luft zu setzen."

„Aber in Hambuch ..."

„Wir sind hier nicht in Hambuch, kommen Sie!"

Er zog die Widerstrebende, die vergeblich einen hilfesuchenden Blick nach Frau Klara sandte, mit sich fort.

Bald kam er zurück mit jenem Ausdruck der Befriedigung im Gesicht, den eine gute Tat verleiht. „Da hätten wir einmal praktisch Heimatschutz geübt," sagte er, behaglich die Hände reibend.

„Jetzt bin ich im Gange," fuhr er fort, „nun könnten wir vor Tisch wohl noch ein paar Schritte machen."

Die Gattin war es zufrieden. Sie reichte ihrem Mann den Arm, und so schlenderten sie durch das Dorf und dann zurück bis zur Werlebrücke. Hier blieben sie stehen und sahen, über das Holzgeländer gelehnt, einigen Mädchen und jungen Frauen zu, die auf dem nahen Steg saßen und Wäsche spülten. Sie freuten sich über die festen braunen Arme und Hände, die das Leinenzeug rüstig durch das klare Wasser wirbelten, und beneideten heimlich die Rücken, die es so lange in der stark gekrümmten Lage aushielten. Sie beide fühlten schon vom Zusehen Rückenschmerzen.

Der Gasthof „Zum Werletal" war vor einem Jahre noch eine bescheidene ländliche Gastwirtschaft gewesen. Erst im letzten Herbst hatte die Besitzerin, Witwe Siems, die Kuhställe des langgestreckten Bauernhauses in nette kleine Fremdenzimmer umbauen lassen und auch sonst allerlei Veränderungen getroffen, um Heidewanderer und Sommergäste anzuziehen. Seitdem war die Holztafel mit Schnapsflasche und überschäumendem Bierglas über der Haustür verschwunden und hatte

einem ovalen Blechschild Platz gemacht, das mit verschnörkelten roten Buchstaben „Zum Werletal“ einlud.

Frau Siems hatte Glück. Der Hamburger Arzt, ein alter Freund der Heide, der seit Jahren bei ihr eingekehrt war, hatte ihr Haus zum Stelldichein für seine Jugendfreunde erkoren, und so waren seit gestern ihre sämtlichen Fremdenzimmer für den Juli besetzt. Auch für den August, die Hochsaison der Heide, waren bereits Zimmerbestellungen eingelaufen.

Auf der schattig kühlen, mit Tannengrün geschmückten ehemaligen Viehdiele, die durch den Umbau fast um die Hälfte verkleinert war, wartete der sauber gedeckte Mittagstisch.

„Lümlümlümlümm ...“ läutete eine Glocke, die einst im Bruch bei der Kuhherde Dienste getan hatte.

Fast gleichzeitig öffneten sich vier Türen, und die Gäste des Hauses waren schnell und vollzählig um den Tisch versammelt.

„Sie sind nun doch einmal der Vater unserer Sommerfamilie, Herr Doktor,“ sagte die Frau Bürgermeister. „Ohne Ihr unermüdliches Werben wäre aus dem Rendezvous nichts geworden. Da nehmen Sie wohl auch den Platz des Hausvaters oben am Tisch ein.“

„Schön, Frau Klara,“ gab er gutgelaunt zur Antwort, „aber nur unter e i n e r Bedingung, daß Sie sich an meine rechte Seite setzen und als Mutter unserer Sommerfamilie mir in den ungewohnten Pflichten beistehen.“

„Soll gern geschehen,“ sagte sie und betätigte sich so-

fort, indem sie die Tischordnung in der Weise änderte, daß möglichst bunte Reihe wurde.

Es kam eine Suppe von jungen Erbsen mit Klößen. Die Hamburger Küken folgten, von neuen Kartoffeln und Karottengemüse begleitet. Kronsbeeren ohne Blätter und Stengel machten den Beschluß.

Über den Tisch schwirrte frohes Erzählen und Berichten von allem, was dieser schöne Julimorgen in der Nähe und Ferne an Augenweide und Freude geschenkt hatte.

Der Familienvater rieb sich froh die Hände: „Kinder, so ist's schön, wie man sich es nur wünschen kann. Den Vormittag über bleibt jeder für sich und geht seinen Liebhabereien nach. Aber wenn Mutter Siems' Kuhglocke uns zusammengerufen hat, dann bilden wir für die zweite Hälfte des Tages e i n e Familie. So bringen wir diese Wochen hin, im schönsten Wechsel von einsamen und gemeinsamen Stunden." —

Zwei Stunden später, nach einem Mittagsschläfchen und einer Tasse Kaffee, wanderte die Gesellschaft in froher sommerlicher Stimmung in den flimmernden Julinachmittag hinaus. Der Doktor, der die Seinen zum erstenmal in seine geliebten Wälder führte, war in der muntersten, ausgelassensten Laune. Es fehlte nur, daß er seinen Hut hochwarf, um ihn aus der Luft zu fangen, oder daß er wie ein Junge richtige Purzelbäume schlug.

Ein alter Imker, der, die Kappe über dem Gesicht, am Waldrand vor seinen Völkern hantierte und die Übermütigen mit hellem Lachen vorüberziehen sah,

schüttelte ernst und mißbilligend den weißen Kopf und brummte in das Gesumm seiner Immen, die schwirrend des Buchweizens Süße heimtrugen: „Nich to glöwen ... de reinen Kinner!"

Die Sonne des Sommertages war gesunken. Man trat nach dem Abendbrot noch einmal ins Freie hinaus.

„Es ist ein schöner Abend," sagte der kleine Professor etwas schwärmerisch, „schlendern wir noch ein paar Schritte?"

Alle waren einverstanden. Frau Klara holte sich schnell ein Schultertuch und ihrem Manne einen Hut. Die anderen gingen, wie sie waren.

Gemächlich bewegte man sich auf einer breiten Landstraße dahin, die bald zum Dorf hinausführte.

Vorne gingen die Damen. Frau Klara stattlich schreitend und in guter Haltung in der Mitte. Die kleine ins Rundlich-Behäbige strebende Pastorin zu ihrer Rechten suchte zuerst mit ihr Schritt zu halten, gab das aber bald auf und gebrauchte getrost fünf Schritte auf vier ihrer Nachbarin. An deren linker Seite ging leicht, fast schwebend, die schlanke, feingliedrige Frau Elisabeth.

Die zweite Reihe bildeten, eng aneinandergeschlossen, die alten Freunde. Hier schob sich wohl einmal ein Arm unter den des Nachbarn, oder eine Hand legte sich vertraulich auf die nächste Schulter.

Die Landstraße, die sich zuerst von Apfelbäumen geleiten ließ, wurde bald eine hochgewölbte Birkenhalle. Zuweilen schaute, etwas zaghaft, der Mond herein.

Ganz hatte das Licht des Tages ihm das Feld noch nicht geräumt. Noch bescheidener waren zwei einsame Sterne. Sie äugelten nur erst mit ihrer stillen Freundin vorne links. Die hatte sie trotz ihres Blinkens schon entdeckt. Hinter den grauweißen Säulen, die in gleichmäßigen Abständen das grüne, jetzt ins Grau hinüberspielende Gewölbe trugen, dehnte sich die Heide. In der Nähe waren die Formen der Wacholder und Föhren zu unterscheiden; weiterhin flossen sie, hin und wieder von leichten Nebeln durchwoben, schnell ineinander. Nur die zerfetzten Sturmgesellen auf einer Höhe standen scharf und klar gegen den verbleichenden westlichen Himmel. Es war kein Abend, der die Welt mit goldigem Lichte verklärt und die Seele weit und groß macht. Es war ein stiller, freundlicher, warmer Sommerabend, von weichgedämpften Farben, beruhigend und befriedend.

Die Unterhaltung wurde spärlicher.

Bald wurde sie nur noch leise zwischen Nachbarn geführt.

Endlich schlief sie ganz ein ...

Die tiefe, friedevolle Sommerabendstille hielt diese Menschen, die aus Arbeit und Unruhe kamen, mit linden, weichen Armen umfangen ...

„Wie köstlich ist diese märchenhafte Stille!"

Frau Klara sagte dies mit Entzücken. Sie war stehen geblieben, hatte die rechte Hand in die Seite gestemmt und atmete tief auf.

Da war das Schweigen verscheucht. Aber in der nun beginnenden Unterhaltung wirkte die Stille noch leise

nach. Es war etwas wie ein Klingen ferner Abend-glocken darin. Fast jedesmal fing es an: „Wißt ihr noch?"

„Wißt ihr noch, in solcher Nacht wanderten wir einst im Schwabenland durch den Schönbuch ..."

„Nein, mein Lieber, du irrst dich. Es war eine Maiennacht mit Silberwölkchen. Das Mondlicht rieselte durch junges, seidiges Buchengrün auf uns hernieder."

„Ja, du hast recht ..."

„Wißt ihr noch, wie traulich das einsame Forsthaus sich in den Waldesschatten schmiegte? Wir beschlossen kühn: drinnen hausten zusammen ein graubärtiger Förster, ein braunhaariger Waldmann und eine blond-lockige Waldtraut. ‚Wie eine Tanne schlank.' ‚Leicht schreitend wie ein Reh.' Und sangen der Vielschönen unter dem umblühten Blumenbrett ihres Kämmerleins in ihre Träume hinein unsere schönsten Lieder, piano, pianissimo ..."

„Ja, ja ... Ob's wohl damals drunten im Neckartal ein Quartett gegeben hat wie das unsere? Wißt ihr noch, wie wir einmal in tiefer Mitternacht in einem Schwabenstädtchen malerisch gruppiert um den plätschernden Marktbrunnen saßen? Und als wir unser Lied gesungen, steht plötzlich der Wächter der Nacht mit baumlangem Spieß vor uns und belobt uns, wie einst Frau Ursula Cotta den Knaben Martinus, ob unseres schönen und ‚gar nit wüschten' Singens ..."

„... Es schienen so golden die Sterne."

„Richtig, das war's. Eichendorffs schönstes Lied."

„Mit rauschenden Wäldern, dämmernden Lauben, Palästen im Mondenschein und ähnlichem romantischen Spuk!"

„Ja, Dicker ... Aber schön, auch heute noch schön. Wie sind die Worte doch so voll Musik!

Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht ..."

Zu den zwei letzten Zeilen hatte sich unwillkürlich die Melodie eingestellt.

Frau Klara wandte sich um und sagte: „Nun mal, bitte, das Ganze von vorn, und ordentlich mit vier Stimmen! Sie werden an uns ein mindestens ebenso dankbares Publikum haben, wie an dem zweifelhaften Waldkind und dem musikverständigen schwäbischen Nachtwächter."

„Ach, Klara, ein braves Eheweib, nicht weit von der silbernen Hochzeit, Mutter von fünf Kindern und demnächst zum erstenmale Großmutter, ist keine Waldtraut."

Dem Spötter traf ein schallender Klaps die fleischige Hand.

„Dafür kannst du dich bei deinem losen Mund bedanken," sagte seine Gattin mit Genugtuung.

Die kleine Rundliche rechts hatte sich munter herumgedreht und sagte lustig: „Es hilft Ihnen alles nichts. Wir lassen nicht locker, bis Sie's wenigstens versucht haben."

„Ach nein, Frau Pastorin, nur im Mai singt die

Nachtigall. Später hat sie anderes zu tun. ‚Weib und Kinder an der Hand, freut man sich des Lebens. Nützlich sein dem Vaterland, ist das Ziel des Strebens'."

„Sie würden uns aber eine große Freude machen," sagte mit leiser, klingender Stimme Frau Elisabeth, sich umwendend, und das warme Licht ihrer Augen half bitten.

Eine Zusage erhielt sie nicht. Aber es währte nicht lange, so erhob sich in der hinteren Reihe ein Flüstern — der Text wurde mit vereinten Kräften festgestellt, und ein Summen — die Stimmen wurden durcheinander probiert. Und dann erklang, etwas unsicherer zwar und ein wenig rauher als vor einem Menschenalter im Schwabenland, Eichendorffs „Sehnsucht" über die abendliche Heide:

Es schienen so golden die Sterne.

Aus dunkler gewordenen Himmelstiefen grüßten der goldenen Lichter jetzt unzählige. Wie einst in sommerlichen Wandernächten froher Jugendzeit.

Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht —

es klang verhalten leise ...

Und gleich darauf in schwellender Sehnsucht:

Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Die beiden Tenöre faßten die Stöcke fester, wechselten einen warmen Blick und setzten die Füße auf, als möchten sie wandern, wandern, wandern, so weit die Sommernacht blaut und freundliche Sterne winken.

Als das Lied verklungen war, stöhnte des Bürgermeisters zweiter Baß tief auf: „Kinder, was waren wir damals für Schwärmer und Romantiker! Mich wundert bloß, daß wir die blaue Blume nicht gefunden haben."

„Wer weiß?" fiel der Doktor, der den ersten Tenor gesungen hatte, ein. „Vielleicht finden wir sie jetzt noch, als alte Philister mit Mondschein auf den Köpfen. Oder doch so etwas Ähnliches. Ich weiß nicht, wie es kommt: diese Wochen sehen mich so merkwürdig verheißungsvoll an. Es gibt beinahe nichts Gutes, Liebes, Schönes, das ich uns alten Knaben nicht von ihnen erwarten könnte." —

Man war wieder vor der Tür des Sommerheims angelangt.

An der Längswand des ehemaligen Kuhstalles flammten Lichter auf, gaben eine Zeitlang schwachen Schein, um dann eins nach dem anderen still zu verlöschen.

Mutter Nacht meinte es herzlich gut. Sie hatte ihren schimmernden Mantel über das Land gebreitet, und das liebliche Werletal noch besonders zugedeckt, weiß und weich. Auch dem Wächter am Himmel schickte sie ein schwellendes graues Bett hinauf, und es half ihm nichts, für ein Weilchen mußte er sich hineinpacken. Aber bald schob der Pflichtgetreue es wieder von sich und fuhr fort, über dem Dorf, dem Tal und der Welt still zu wachen.

Die Tage, die der Juli schenkte, waren mit wenigen Ausnahmen so schön, wie man nur wünschen konnte: strahlend und taufrisch, wenn sie kamen; warm durchsonnt ohne Schwüle, oft schön bewölkt oder von herrlichster Bläue, wenn sie weilten; still und weit und leuchtend, wenn sie gingen.

Längst hatte der Doktor es aufgegeben, die Vormittage im Walde zu verschlafen. Seine alte Liebe, das Kleintierleben zu beobachten, nahm ihn manche Stunde in Anspruch. Lange konnte er liegen und mit der Lupe das bunte Gewimmel in der Pflanzendecke betrachten, deren Welt ihm seit langem vertraut war. Manche neue Beobachtung glückte ihm dabei, die er sorgfältig in ein Notizheft eintrug.

Die Jägersleute wurden nicht müde, Wald und Heide, Dörfer und Gehöfte mit suchenden Augen zu durchstreifen, und manches schöne Bild voll intimen Reizes wurde erbeutet.

Der Fischer hatte schließlich doch einige Schwänze aus der Werle gezogen und einmal sogar einen Hecht auf die Abendtafel geliefert, der mit dem kleineren ebenfalls eßbaren in seinem Magen fast fünf Pfund gewogen, und für den er die vereinbarte Reichsmark mit Freuden erlegt hatte. Seiner Gattin fleißige Hände waren schon beim dritten Strumpfpaar, während der Kettenraucher in die zweite Zigarrenkiste bereits ein tüchtiges Loch gearbeitet und Frau Klara den „Grünen

Heinrich" bewältigt, auch ihre Stickerei leidlich gefördert hatte.

In den Jugendtagen waren der Mediziner und der Philologe innerhalb des Freundeskreises durch die herzlichste Freundschaft verbunden gewesen. Von den anderen beiden hatte ersterem der Jurist, letzterem der Theologe wieder näher gestanden. Was das Verhältnis dieser beiden zueinander betraf, so hatten sie sich meist freundschaftlich in den Haaren gelegen. Daß diese inneren Verhältnisse des Freundesbundes nicht schließlich so oder anders zu seiner Auflösung führten, das hatte, außer der zusammenhaltenden Kraft des eifrig gepflegten vierstimmigen Gesanges, das allen gemeinsame Gefühl verhindert, daß man sich gegenseitig heilsam ergänzte. Einmal hatte es jedoch auch ein ernsteres Zerwürfnis gegeben. Die Selbstherrlichkeit des Mediziners, der von Anfang an der Führer gewesen war, konnte wohl einmal zur Rücksichtslosigkeit werden. Bei einer solchen Gelegenheit war der Jurist abgeschwenkt. Aber der andere war nach einiger Zeit zu ihm gegangen, hatte sich mit ihm ausgesprochen, und er war gern wiedergekommen. Er hatte doch auch gefühlt, wie gut es seinem kühleren und trägeren Temperament tat, sich von dem frischen Jugendsinn und dem Idealismus der Freunde mit fortreißen zu lassen.

Es ergab sich jetzt bald, daß ein Menschenalter an diesen ursprünglichen Verhältnissen kaum etwas geändert hatte.

Die Damen hatten sich überraschend schnell in den alten Freundeskreis eingelebt, und jede gab sich, wie sie

war. Frau Klara hatte große Lust zum Debattieren und fand in dem Doktor ihren Hauptgegner. Da ihre Meinungen leicht den Charakter heiligster Überzeugung annahmen und ihre Logik nicht selten wunderliche Haken schlug, so waren derartige Kämpfe für diesen allerdings nicht immer ein ungemischtes Vergnügen. Frau Emilie, die Pastorin, entzückte durch ihre stets muntere Laune. Auch ihre in manchen Dingen große Naivität stand ihr allerliebst, wenn Frau Klara auch manchmal innerlich über diese den Kopf schüttelte. Der feinen, stillen, zurückhaltenden Frau Elisabeth wurde von allen Seiten mit zarter Achtung begegnet. Ihretwegen mäßigte der Doktor oft die drastische Redeweise, die er sich in seinem frauenlosen Dasein angewöhnt hatte; ebenso der Bürgermeister, der eine noch unverblümtere dem steten Guerillakrieg mit seiner Gattin verdankte.

Anderthalb Wochen dieses Schlaraffenlebens waren auf das angenehmste verstrichen. Man saß unter den Eichen beim Nachmittagskaffee. Die Sonne warf durch das Laub grüne Kringel auf das buntkarierte Tischtuch.

Der Bürgermeister hatte seinen guten Tag und gab Anekdoten zum Besten. Er hatte für solche ein fabelhaftes Gedächtnis, aber weniger dafür, wann er diese oder jene zum letztenmal erzählt hatte. So passierte es ihm nicht selten, daß er sich wiederholte, und manche seiner Geschichten waren dazu von so verehrungswürdigem Alter, daß sie unmöglich belacht werden konnten.

Als er eben eine von der letzteren Art losgelassen

hatte, wandte Frau Klara, die natürlich alle Geschichten ihres Gatten auswendig kannte und daher nur mit einem nervösen Leidenszug im Gesicht zuzuhören vermochte, sich nach einer schonenden kleinen Pause an das Familienoberhaupt:

„Finden Sie nicht auch, lieber Freund, daß in den letzten Tagen bedenkliche Symptome dafür überhand genommen haben, daß unsere Unterhaltung zu versanden droht?"

„Vielleicht haben Sie nicht ganz unrecht."

„Ich glaube mich nicht zu täuschen. Das Niveau unserer Gespräche war zu Anfang ein höheres und scheint allmählich zu sinken."

„Wissen Sie ein Mittel, es wieder zu heben, Frau Klara?"

„O ja."

„Nun?"

„Wir müssen nachmittags ein Buch zum Vorlesen mit in den Wald hinausnehmen!"

„Vorlesen? Das kann sehr langweilig sein."

„Wir müssen natürlich etwas Spannendes aussuchen."

„Ach, wenn einer das Jahr über angespannt gewesen und davon ganz abgespannt worden ist, dann braucht er diese Wochen keine Spannung, sondern Ausspannung."

„Es gibt aber auch gute Bücher, die durchaus nicht spannen wollen, denen man aber doch gern zuhört und die für Zeiten der Ausspannung wie geschaffen sind," sagte der Professor. „Meine Frau hat mir sonst des

Nachmittags immer vorgelesen. In diesem Jahre entbehre ich das beinahe ein wenig."

„Es wäre wirklich gar nicht übel ...," meinte nachdenklich der Pastor.

„Gut," sagte der Doktor, „es scheint Stimmung für die Sache zu sein. Dann bin ich natürlich auch nicht dagegen."

Als Frau Klara sofort mit einigen Vorschlägen bei der Hand war, machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte:

„Es wird am besten sein, wir stellen zunächst fest, was wir alles hierhaben. Dann können wir uns in aller Ruhe entscheiden."

Es war niemand ganz ohne Bücher in die ländliche Stille und Einsamkeit gekommen. So wurde denn eine ganze Reihe von Titeln genannt, die eine hübsche und bunte Auswahl aus der älteren wie neueren Literatur darstellten. Aber keines der genannten Bücher fand allgemeinen Beifall. Das eine war zu sehr bekannt, ein anderes wurde von Anspruchsvolleren als gar zu leichtes Unterhaltungsfutter verworfen, ein drittes erregte Bedenken als zu schwere Kost für Leute, die Erholung suchten. Und so ging das weiter.

Die Vorschläge waren fast erschöpft. Man war daran, auf das eine oder andere, das noch am wenigsten Widerspruch gefunden hatte, zurückzugreifen. Da fragte die Frau Professor, die sich bislang zurückgehalten hatte, in ihrer bescheidenen Weise:

„Ludwig Richters Lebenserinnerungen eines deutschen Malers?"

„Kennen Sie das Buch, Frau Elisabeth?“ fragte der Doktor.

„Ja, seit langem, und mein Mann auch. Es sind jetzt drei Jahre, da habe ich es ihm noch wieder vorgelesen, am waldigen Abhang über einem Thüringer Dörfchen.“

„Und Sie möchten es noch wieder zur Hand nehmen?“

„Ja, gerne.“

„Das spricht freilich sehr für das Buch. Was meinst du dazu, Hermann?“

Freund Professor nickte nachdenklich.

„Ja, das könnte vielleicht etwas sein ...“ Indem er die rechte Hand ein wenig hob, fuhr er, ein klein wenig dozierend, fort:

„Im deutschen Schrifttum wohnt abseits von den Hauptstraßen in einem gemütlichen Winkel eine schlichte, stille, liebe Familie. Zu ihr gehören der Wandsbecker Bote, Jung Stilling, vor allem auch natürlich der ‚alte Mann‘ Wilhelm von Kügelgen, der uns so köstlich seine Jugenderinnerungen erzählt hat. Hier ist auch Ludwig Richter mit seinen Lebenserinnerungen zu Hause. Die ganze Familie ist freilich etwas altmodisch. Aber nicht nur die Stillen im Lande kehren immer wieder gern bei ihr ein, sondern auch alle die besinnlichen Leute, die da wissen, daß es mit dem Hurra- oder Hosiannageschrei für jedes Neue und Allerneueste nicht getan ist, sondern daß es uns gut tut, wenn wir uns immer wieder fein besinnen, was wir Deutsche nach unserer inneren Anlage eigentlich sind und was wir aus den Tagen unserer Väter ererbt

haben, damit wir still und stetig darauf weiterbauen. Zu solchem Besinnen leiten Bücher wie jene auf angenehme Weise hin. Auch daran erinnern sie immer wieder, was ja jedenfalls nur heilsam sein kann, daß jede wirkliche Kultur vor allem Innenkultur ist."

„Ich möchte glauben, das Buch wäre etwas für uns," meinte der Doktor.

„Elisabeth," fuhr der andere fort, „du hast es ja in deinem Koffer. Könntest du es uns nicht eben holen?"

Nach ein paar Minuten hatte jener es in Händen. Indem er das Titelblatt aufschlug, blieb sein Blick auf dem gegenüber befindlichen Bildnis des Verfassers haften. Mit ihm zugleich sah Frau Klara hinein.

„Ein sehr gutes Gesicht," sagte sie, nachdem sie kaum einen Blick hineingeworfen hatte, in ihrer schnellen Weise.

Der andere hielt das Bild ein wenig von sich entfernt und sagte langsam und nachdenklich:

„Ein Greis ... mit einem Kindergesicht ... Den zarten Schmelz der Jugend hat das Leben auf diesen Zügen nicht auslöschen können ... In den Augen wohnt Reinheit ... und Vertrauen ... So findet man es nur in Kinderaugen ... und bei den ganz seltenen Menschen, die Kinder geblieben sind ... Man braucht gar nicht zu wissen, daß es unser Ludwig Richter ist. Man würde diesen alten Mann doch liebhaben müssen."

Er wandte das Buch um und hielt es geöffnet gegen die Tischgenossen:

„Wollen wir diesen alten Herrn für die nächsten Tage zu uns einladen?"

Die kleine Pastorin guckte mit ihren grallen Augen über den Tisch und fragte: „Was steht denn da unter dem Bilde geschrieben? Ich kann das von hier nicht lesen."

Der Doktor wandte das Buch wieder herum und las:

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's was wir uns von Gott erbitten sollten . . ."

Und:

„Im Vaterunser hast du eine Reihe größter Gedanken, deren Leben aus einem unerschöpften Born ewig frisch emporquillt."

„Große Gedanken —?" wiederholte Frau Klara halb fragend. „Ich verstehe, wenn ein Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren so schreibt. Aber Ludwig Richter? Ludwig Richter und große Gedanken? Reines Herz, gewiß. Aber große Gedanken?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Er will ja auch nur bescheiden darum bitten," gab der Doktor lächelnd zu bedenken.

„Im Ernst!" sagte sie. „Die Frage interessiert mich lebhaft. Dürfen wir einen Mann wie Ludwig Richter groß nennen?"

Man sah ihrem Widerpart an, daß er nur ungern auf diese Frage anbiß. Aber wenn er nicht unhöflich erscheinen wollte, so konnte er nicht gut anders:

„Wenn nur die Menschen groß sind, die neue Werte prägen, Neuland erobern, die Kultur ein mächtiges Stück mit sich vorwärtsreißen, dann ist Richter gewiß keiner von den Großen. Aber warum sollen wir nicht auch einmal einen Mann groß nennen, der noch heute

Tausenden und Hunderttausenden durch seine feine, schlichte, echte Kunst die Augen öffnet und ihnen ihren Alltag durchseelt und verklärt?"

„Und dessen echte Frömmigkeit einem das Herz erwärmt und mit neuem Glauben an Gott und alles Gute füllt, so oft man eine Mappe von ihm zur Hand nimmt," fuhr der Pastor fort.

„Und wer könnte uns deutsches Land und Volk und deutsche Art so kennen und so lieben lehren, wie dieser deutscheste von allen Künstlern, die wir haben!" fügte der Professor hinzu.

„Und, liebe Klara, erinnern Sie sich doch nur seiner Kinderbilder! Das liebe kleine Völkchen so sehen und so darstellen, das kann doch nur Auge, Herz und Hand eines großen Künstlers," sagte Frau Elisabeth mit großer Wärme.

„Wir haben zu Hause," meldete sich nun auch Frau Emilie, „seinen ‚Brautzug im Frühling', und es ist auch ein feiner Rahmen darum, denn es ist ein Hochzeitsgeschenk. Ein schöneres Bild als das haben wir im ganzen Hause überhaupt nicht! Und wir haben doch eine ganze Masse schöner Bilder! Nicht wahr, lieber Mann?"

„Gewiß, Mile."

„Ich hätte nicht gedacht," meinte Frau Klara, etwas überlegen lächelnd, „daß Ludwig Richter heute noch so begeisterte Freunde hätte."

„Sie sehen," rief der Professor, der an diesem Gespräch außerordentlich interessiert war, „der Mann, wie seine Kunst, ist durch und durch echt. Was echt ist,

das bleibt ... übrigens fällt mir eben ein, Richter hat sich selbst einmal über unsere Frage ausgesprochen. Darf ich das Buch mal eben haben? ... Ich finde die Stelle wohl ... Einen Augenblick Geduld! ... Hier ist sie schon: ‚Kam meine Kunst auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten. Soli Deo Gloria!'"

„Kinder," rief der Doktor, „der Mann versteht ja zu schreiben! Man merkt schon an dieser kleinen Probe, daß er ein Gefühl für die Musik unserer Sprache hat."

„Das Buch ist wohl sehr religiös?" wandte sich der Bürgermeister etwas mißtrauisch an den Professor.

„Gewiß," gab ihm der zur Antwort, „es sind darin viele Gedanken, die aus Richters Frömmigkeit genährt sind. Aber diese ist ebenso echt, wie seine Kunst und wie der ganze Mensch. Darum wird sie niemanden stören. Im Gegenteil, gerade sie gibt dem Buche seine Wärme, die schöne Innerlichkeit, die es zu einem Born macht, aus dem tiefe, dankbare Freude am Leben und an dieser schönen Welt einem immer wieder still und stark in die Seele quillt."

Der Doktor war aufgesprungen.

„Der Worte sind genug gewechselt!“ rief er, „es ist klar, dieses Buch und kein anderes wird zunächst gelesen! Ihr habt doch alle euren Kaffee ausgetrunken? Gut! Dann nicht lange gefackelt, auf und marsch! Mit Vater Richter in den grünen Wald!“

In sommerlich duftendem, lichtdurchsprühtem Föhrenhochwald schwellen glänzend grüne Kronsbeerenpolster.

Frau Elisabeth hat auf Bitten des Doktors für heute das Vorlesen übernommen. Sie liest mit ihrer weichen, warmen, beseelten Stimme, was Ludwig Richter von Vater und Mutter erzählt; und von Großpapa und Großmama Müller; von ihrem Kaufmannslädchen, dieser „ahnungsvollen Stätte voll Herrlichkeit“ mit dem Sirupständer, von dem aus sich die zierlichen süßen Spirallinien auf das druntergehaltene Brot drehen; von ihrem Garten — „Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle, von der Sonne durchleuchtete Rot eines solchen Rosenkelches, und der herausströmende Duft zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön und selig war.“

Schnell lassen die Zuhörer sich in dies Kinderparadies verzaubern. Und einmal drinnen, findet der eine hier, der andere dort ein Pförtchen, das ins eigene Kinderland hinüberführt. Und als Ludwig Richter schweigt, da wagen sich allerlei Erinnerungen hervor, erst noch zaghaft, dann immer lebhafter, und im Erzählen mit Liebe ausgemalt. Dankbarkeit, Wehmut, Frohsinn,

Humor, und alle die guten Geister, die eine frohe und reiche Jugend begleiten, geben sich unter den hohen Waldbäumen ein Stelldichein, von der Wärme, die aus dem nun im Kronsbeerenkraut liegenden Buche in den Kreis der Freunde hinübergeströmt ist, angezogen. —

Von diesem Nachmittag an war Ludwig Richter ihr täglicher Begleiter, und immer wieder und auf die mannigfaltigste Weise empfanden die Freunde mit Freuden die Bereicherung, die seine Gesellschaft brachte.

So erzählte er ihnen einmal von seiner kleinen Märchenerzählerin, Milchen Harnapp.

„Es war eine düstere, hohe und sehr winklige Stube, sauber, aber rumplig und verräuchert. In einem der Winkel war das Gemach horizontal geteilt und die obere Hälfte ein eingefügter Holzverschlag, zu welchem man auf einer Leiter hinaufstieg. Dies nannte man eine Kuhkanzel und war das Schlafgemach der Mädchen.

Da saß ich nun oft des Abends mit Milchen, die ein paar Jahre älter war als ich, bei einem trüben Küchenlämpchen unter besagter Kuhkanzel, und da sie sehr bewandert war in allerhand Geschichten und Märchen, so gab sie deren zum besten. Ich hörte hier das Märlein vom Aschenbrödel mit besonderem Wohlgefallen von ihr vortragen, wobei ich immer ganz entzückt und verwundert bald das hübsche, rosige Gesicht, bald die gelben Haare betrachtete, die so reizend vom Lämpchen beleuchtet waren, und bald war mir das Märchenbild und die Erzählerin zu e i n e r Person verschwommen.

Hier aus diesem Rembrandtschen Helldunkel leuch-

teten mir zuerst die schönen alten Geschichten entgegen; zwei rote Mädchenlippen und zwei gläubige Kinderaugen waren die lebendigen Verkünder einer Wunderwelt, die niemals alternd in ewiger Jugend grünt und duftet. Solch genügsame Armut, gläubige Einfalt und Herzensreine, wie hier sich vorfanden, sind wohl auch die Geburts- und Pflegestätte — das heilige Bethlehem — dieser uralten Dichtungen gewesen. Wer das Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes."

Hier ließ der Professor das Buch sinken, blickte träumerisch in die Dämmerung des dunklen Tannenwaldes und fing an, von seinen Erlebnissen mit den lieben deutschen Volks- und Kindermärchen zu reden. Und als er schwieg, fuhren andere fort, zu erzählen, wie ihnen das Märchen zuerst begegnet, und welches ihnen am liebsten geworden. Da kamen Sneewittchen und Dornröschen, gute Feen und böse Frauen, verwunschene Prinzen und Zwerge mit klugen alten Gesichtern durch die harzduftende Waldesnacht gezogen. Und die Menschen lagen auf braunem Waldnadelteppich und schauten die vertrauten Begleiter ihrer Kindheit wieder mit Kinderaugen und lauschten dem Herzschlag ihres Volkes, der in diesen wunderlieblichen Gebilden rauscht. Sie fühlten eine tiefe, heimliche Freude, daß sie an eines solchen Volkes Glück und Seele da draußen in der Welt bescheiden ein wenig mitarbeiten durften.

Ein anderes Mal lasen sie, wie Ludwig Richter in Erinnerung an seine römischen Jahre ausruft: „Wel-

ches Glück und welchen Segen gewährt eine Verbindung mit so herzlieben Freunden in der frischen Jugendzeit, wenn sie gemeinsam nach den idealsten Zielen streben in einer Umgebung, welche die reichsten und bedeutendsten Anregungen bietet. Durch nichts beengt, genügsam, und desto sorgenfreier durchleben sie einige Jahre goldener Freiheit; die Erinnerung daran durchduftet wie ein Blumenduft das ganze Leben und trägt Poesie in die Prosa und Schwüle, welche spätere Jahre unvermeidlich mit sich bringen und bringen müssen, wenn der Mensch sich tüchtig entwickeln soll."

Und die vier Freunde gedachten der ähnlichen Zeit, die sie miteinander verlebt hatten, wenn auch nur in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, und sprachen von ihren einstigen Idealen, Hoffnungen und Träumen, von den Enttäuschungen und Einschränkungen, die das spätere Leben gebracht hatte, und von dem, was sie trotz allem aus jenen frohen Tagen in die Gegenwart und das reifere Alter hinübergerettet hatten. Und auf dem Heimwege klang es im Lied von der alten Burschenherrlichkeit überzeugungskräftig durch die hohen Hallen des Walddoms: „Die alten Burschen leben noch!"

In weißem, warmem Sandnest auf hoher Heide nahmen goldgepanzerte Laufkäfer und ein Eidechsenpärchen ein Sonnenbad.

Da rauschte es im Heidekraut, und Menschenstimmen ließen sich hören. Die kleine Badegesellschaft huschte von dannen.

Und die große nahm ihren Platz und nistete sich recht behaglich in die durchsonnte Sandmulde hinein.

Nachdem man ein Weilchen ausgeruht, nahm Frau Klara das Buch zur Hand und begann zu lesen. Sie las recht gut. Vielleicht wandte sie jedoch für ein so schlichtes Buch etwas zu viel Kunst auf.

Als sie einige Male umgeblättert hatte, wurde sie unterbrochen.

„Ach, bitte," sagte der kleine Professor in seiner höflichen Weise, „würden Sie den letzten Satz wohl noch einmal lesen? Da steckt wieder etwas drin, worüber wir nicht so hinweghuschen dürfen."

Langsam und sehr ausdrucksvoll wiederholte sie:

„Der protestantische Rehbenitz und die beiden katholischen Freunde waren mir eine überaus liebe Begegnung und stehen in meinem Herzen in der Galerie der Hausheiligen..."

„Bitte, einen Augenblick," rief der Störenfried, indem er mit seiner schmalen Hand eine begeisterte und zugleich ein wenig dozierende Bewegung machte — er hatte sie sich bei den schönsten Versen Vater Homers angewöhnt — „wieder ein feiner Gedanke, echt Ludwig Richter: Im Herzen hat er eine Art Galerie. Da sind die Bilder aller der Menschen aufgestellt, die ihm auf seinem Wege liebe Begegnungen waren. Und welch schönen Namen hat er nun für sie gefunden! Seine Hausheiligen nennt er sie..."

Der Pastor spann den Gedanken weiter. „Die offiziellen Heiligen seiner Kirche, diese geschundenen, durch-

spießten Märtyrer, und die anderen mit den Bravour-stücken einer uns Protestanten oft wunderlich anmutenden Frömmigkeit, haben diesem frommen Katholiken wohl nicht viel bedeutet. Weil es ihm aber einmal Bedürfnis war, zu lieben und dankbar zu verehren, so hat er sich in der Stille eine kleine Privatgalerie von allerlei Haus- und Herzensheiligen angelegt."

„Es ist wunderbar," nahm der andere wieder das Wort, „wie viele Menschen uns in diesem Buche begegnet sind, die sicher ein Plätzchen darin gehabt haben! Das Buch könnte beinahe heißen: ‚Meine Heiligengalerie'."

„Der gute Mann," meinte Frau Klara etwas mitleidig, „ist wohl auch in dieser Beziehung immer das vertrauensselige Kind geblieben, dem die ganze Welt voll lieber Onkel und Tanten ist. Er hat die Menschen wohl niemals wirklich kennengelernt."

„... Ob nicht im letzten Grunde der die Menschen am besten kennt, der sie am meisten liebt, Frau Klara?" fragte der Doktor.

„Die Liebe macht blind."

„Oder hellsichtig und tiefblickend ... Aber das ist eine der Doktorfragen, wie sie alle Augenblicke zwischen uns beiden auftauchen. Jedenfalls, das werden auch Sie zugeben, wer eine solche Hausgalerie von Herzensheiligen sein eigen nennt, der ist zu beneiden. So einer kann, glaub' ich, niemals ganz verarmen oder verfrieren. Wird's ihm draußen zu kahl und kalt, so huscht er einfach in seine Galerie hinein, und drinnen, bei seinen Heiligen, wird's ihm traulich und warm, und er fühlt sich von Herzen froh und reich."

„Nun ja... gewiß... Ich darf jetzt wohl weiterlesen."

„Bitte, bitte."

Und Frau Klara las ungestört fast eine Stunde. Bis sie beim Schluß eines Kapitels selber fand, daß es jetzt für heute genug wäre.

„So!" sagte der Doktor, nachdem sie das Buch oberhalb des Sandnestes ins Heidekraut gelegt hatte, indem er sich aus der liegenden Stellung aufrichtete. „Nun hört mal zu! Ich habe die letzte halbe Stunde nicht mehr auf das Vorlesen geachtet — verzeihen Sie, Frau Klara! — dafür aber einen wundervollen Plan ausgeheckt, der diesen schönen Sommerwochen erst die Krone aufsetzen soll... Kinder, ihr dürft euch schon im voraus bei mir bedanken."

„Wird wieder schön was sein..." brummte der Bürgermeister.

„Erst müssen wir doch hören," meinte der Professor, der den Freund erwartungsvoll ansah.

„Also hört! Ich hab' eben bei mir zu Hause nachgesehen und die Entdeckung gemacht, daß ich auch gerad' so eine Hausgalerie habe wie Ludwig Richter. Manches liebe Bild habe ich da im Dämmerdunkel schimmern sehen..."

„So sehr ist wohl niemand Menschenverächter," meinte Frau Klara, „daß er nicht etwas Derartiges hätte."

„Prächtig, Verehrteste, da wären wir also wirklich mal auf einem Stück! Nun meine ich, und darin werden Sie und werden alle mir beistimmen: was einer hat, das darf er nicht selbstsüchtig für sich behalten. Wenigstens ist das in diesen wunderlich warmen Sommerwochen unsere Art durchaus nicht gewesen!"

Alle sahen ihn gespannt an.

„Kurz und gut, wir haben noch sieben Nachmittage vor uns, und es paßt wunderschön, daß wir gerade sieben sind. Da bekommt nun jeder einen Nachmittag, um die anderen mal etwas in seiner Hausgalerie herumzuführen. Nein, besser ist's, wir beschränken uns. Jeder erzählt den Freunden an seinem Nachmittag von einer besonders lieben Begegnung, die er irgendwo und irgendwann einmal hatte und die seine Hausgalerie um das Bild eines ihm vor anderen werten Herzensheiligen vermehrt hat... Ja, nun macht ihr Augen! Ist das nicht eine ganz wundervolle Idee? Ihr werdet mir zugeben, daß ich weder in den alten noch in den neuen Tagen unserer Freundschaft je eine bessere gehabt habe. Wenn jemand dagegen ist, hebe er die Hand auf!"

„Hoho!" rief der Professor, hoch werdend, „keine Überrumpelung und Durchpeitschung solcher Anträge! Erst freie Diskussion! Mir scheinen da doch sehr schwerwiegende Bedenken im Wege zu stehen. Ob wir auf diese Weise nicht etwas an das kalte, unbarmherige Licht der Öffentlichkeit zerren, was besser unser allereigenstes Eigentum bliebe?"

„Wie? Du glaubst, was wir Freunde uns in solchem warmen Sandnest oder in einem verschwiegenen Waldwinkel erzählen, das käme ‚ans kalte, unbarmherzige Licht der Öffentlichkeit'? Aber Hermann! Nein, das gewinnt ein doppelt Leben, was Freunden wird erzählt. Glaubt mir, ich wäre der letzte, einen solchen Vorschlag zu machen, wenn wir uns in diesen Wochen

nicht so nahe gekommen wären und uns in so seltenem Maße gegeneinander aufgeschlossen hätten. Und noch eins, lieber Hermann! Wenn du uns in dein ‚Allerheiligstes‘ nicht hineinführen magst, nun, so müssen wir eben mit dem ‚Heiligen‘ zufrieden sein. Im ‚Vorhof‘ wirst du uns ja nicht stehen lassen ... Niemand braucht weiter zu gehen, als die Gesetze seines inneren Lebens ihm erlauben ... Wenn kein anderes Bedenken im Wege steht ...“

„Gut erzählen ist aber durchaus nicht jedermanns Ding,“ wandte der Pastor ein.

„Das gebe ich natürlich zu,“ sagte der Doktor, indem er sich im Sande halblinks drehte und sich gegen den neuen Bedenklichen wandte. „Will man noch einmal wirklich gut erzählen hören, so muß man einen ollen Hambörger Schipper oder einen altmodischen Heidebauern reden lassen. Die stößt der Schulmeister und die ‚allgemeine Bildung‘ nicht in den Nacken, und der Schnabel sitzt ihnen noch, wie er gewachsen ist. Aber ich möchte doch glauben, in unserem vertrauten Kreise wird auch jeder schließlich der zu sein wagen, der er ist, und eine leidliche Erzählung zustande bringen, wenn die anfängliche Scheu vor dem Ungewohnten nur erst überwunden ist. Glanzleistungen novellistischer Kunst sollen ja nicht im entferntesten dabei herauskommen. Ich möchte auch annehmen: was wir uns zu erzählen haben, wird meist etwas recht Einfaches sein, das, wenn man nur ein bißchen dabei warm wird, sich mit wenig Kunst selber vorträgt.“

„Es kommt auf den Versuch an,“ sagte der andere und streckte sich wieder in den Sand.

Der Bürgermeister aber hielt die Hand vor den Mund und gab sich Mühe, hinter derselben zu gähnen. Als das nicht recht gelingen wollte, machte er ein möglichst gelangweiltes Gesicht und fragte den Doktor in lässigem Tone, ein wenig durch die Nase: „Bist du, wenn du eine Gemäldesammlung, Kunsthalle, Pinakothek oder so was besuchtest, auch wohl einmal in so 'ner Heiligengalerie gewesen?"

„Gewiß."

„Und es ist dir unter all den heiligen Sebastianen und Florianen, den Cäcilien, Katharinen, Marien, und wie diese bleichsüchtigen Himmelsbräute alle heißen, nicht schwach auf dem Magen geworden? Mir jedenfalls geht es so, wenn meine Frau mich mal durch so was hindurchschleift, und ich fühle mich erst wieder als Mensch, wenn diese verrückt verzückte Welt hinter mir liegt, und ich in einen Niederländer Saal komme, wo derbe Bauern sich raufen oder einen festen Trunk tun. Solche Kerle haben doch die Beine auf der Erde, und das ist die Hauptsache. Ich fürchte, wenn du mit deiner tollen Idee durchdringst, dann wird hier so viel Bravheit, Vortrefflichkeit, Selbstlosigkeit, Edelmut, kurz, Tugendhaftigkeit aller Sorten auf einen Haufen getragen, als es in dieser armen Welt überhaupt nicht gibt. Man kann wirklich nicht von Schlagsahne und Schokolade leben."

Einen Augenblick sah der Doktor diesen neuen Gegner verdutzt an. Dann griff er mit beiden Händen in den warmen Sand und ging ihm zu Leibe.

„Mensch! Wer sagt denn, daß du dir schlechte Heiligenmaler zum Muster nehmen sollst, die die Heiligkeit

durch einen breiten Heiligenschein, einen verzückten Augenaufschlag und eine bleichsüchtige Gesichtsfarbe markieren! Stelle deinen Heiligen nur mit beiden Beinen fest auf die mütterliche, nährende Erde und laß ihm getrost den Staub an den Füßen und sonstige Erdenreste! ... Du fürchtest dich vor zu viel Tugend, die hier dann auf einen Haufen käme? Ich will dir mal etwas sagen, mein Junge! In einer Zeit, wo das Angefaulte, Unreinliche, Brüchige, Morsche sich so breit macht wie heute, wo neue Ethiken geschmiedet werden, daß es einen Hund jammern möchte, wo es durch das ganze Land stinkt, wenn irgendwo schmutzige Wäsche gewaschen werden muß — kann es für den anständigen Menschen eine wahre Wohltat sein, gehört es mit zu einer sehr heilsamen Seelenhygiene, daß man mal diesem ganzen Schweinekram entschlossen die Hinterfront zukehrt und dem Gesunden, Echten, Schlichten, Reinlichen, Guten die ganze Seele zuwendet. Denn, zum Donnerwetter! das gibt's doch auch noch in der Welt!"

„Reg' dich doch nicht so furchtbar auf!" rief der Bürgermeister beinahe erschreckt. „Kennst du mich denn noch immer nicht? Ich wollte dir doch nur den kleinen Knüppel zwischen die Beine werfen, damit du auf deine gar zu leichten Triumphe nicht eingebildet wirst. Das weiß ich ja längst, wenn du dir etwas in den Kopf gesetzt hast, bleibt nichts übrig, als zu sagen: ‚Schicksal, nimm deinen Lauf!'"

Der Doktor wischte sich den Schweiß von der Stirn und wandte sich an die Damen: „So kann's einem gehen, wenn man unter seinen Freunden so einen

advocatus diaboli hat. — Aber meinen Sie nicht auch, daß die Sache uns Freude machen wird? Wir haben uns diese Wochen ja öfters über den lieben Nächsten unterhalten. Aber meist kam's darauf hinaus, daß wir über ihn zu klagen hatten. Ich erinnere nur an Ihr Kapitel: Dienstbotennot. Wenn wir uns jetzt aber von unseren Herzensheiligen erzählen, nun, dann kommt die Sache mal anders herum. Was halten Sie denn eigentlich von der Geschichte? Ihre Männer haben all ihr leichtes und schweres Geschütz aufgefahren. Sie werden mir hoffentlich beispringen."

Er sah Frau Elisabeth fragend an. Aber Frau Klara war eher mit ihrer Antwort bereit.

„Die Idee ist originell und macht Ihrem erfindungsreichen Kopfe alle Ehre. Ich bin außerordentlich gespannt, wie die einzelnen Individualitäten sich mit der Sache abfinden werden. Natürlich bin ich jederzeit bereit, mein bescheidenes Scherflein beizusteuern."

„Danke bestens, Frau Klara. Ich habe es von Ihnen nicht anders erwartet. Und Sie, Frau Elisabeth?"

Ein warmes Licht erschien in ihren Augen.

„Ich freue mich auf die Herzensheiligen."

„Und werden doch auch selbst mittun?"

„Das kann ich noch nicht versprechen. Ein Zwang wird ja wohl nicht ausgeübt werden sollen."

„Gewiß nicht. Aber ich hoffe bestimmt, wenn die Sache nur erst im Gang ist, wird sich niemand ausschließen. Wenn hier oder da ein Herzensheiliger sich zunächst noch verstecken möchte, werden die anderen ihn schon herauslocken. Na, und Sie, Frau Pastorin,

Sie brauche ich gar nicht erst zu fragen. Sie sind gewiß keine Spielverderberin."

„Ach nein," sagte diese munter, „mir sind so viele gute Menschen über den Weg gelaufen. Da braucht es mir gar nicht darauf anzukommen, mal 'n bißchen von einem zu erzählen. In unserem Jungfrauenverein erzähle ich oft Geschichten, und die jungen Mädchen haben immer noch gern zugehört."

„Bravo!" rief der Doktor, „das ist resolviert und vernünftig gesprochen. So wäre die Sache denn nun einstimmig beschlossen."

Er wischte sich noch einmal die Stirn: „Puhah! Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, erwachsene Kinder zu leiten. Wer macht nun morgen den Anfang? ... Na? ... Freiwillige vor! ... Wie? Keiner meldet sich? ... Dann bleibt mir nichts übrig, als von meinem Recht als Familienoberhaupt Gebrauch zu machen. Also, ich bestimme dich dazu, Mann der Kanzel. Pst! Keine Widerrede. Erstens bist du das jüngste Semester und hast auch früher oft genug springen müssen, wenn wir alten Herren uns schonen wollten. Und dann wird dein Beruf dir auch eine schöne Übung im Reden verschafft haben. Überhaupt, die Sache schlägt so halb und halb in dein Fach."

„Wer uns die Suppe eingebrockt hat," meinte der Verurteilte, „müßte eigentlich auch den ersten Löffel probieren, um den andern Mut zu machen. Aber gut! Ich will mich gegen deine väterliche Autorität nicht auflehnen."

Das Boot lag in einer kleinen Bucht der Werle. Der Müller flußabwärts hatte seine Mühle abgestellt und die Schütte geschlossen, um in der regenarmen Zeit die Wasserkraft zu sammeln. So war die sonst so munter eilende Werle fast zum Stehen gekommen, und ihr unbewegter Spiegel gab das Erlengrün, das hindurchblickende Himmelsblau und das Weißrosa der Blütenköpfe des Baldrians schön zurück.

„Du denkst wohl an heute nachmittag?“

„Ja ... Wenn ich die Einzelheiten nur noch alle zusammenfinde ... Es ist schon so lange her.“

„Du willst also wirklich von deiner Brigitte erzählen?“

„Es wird wohl so werden. Sie drängt sich mir förmlich auf, so zurückhaltend und bescheiden sie einst war, als wir beide zusammen hausten.“

„Tu' ihr nur die Ehre an! Ich freue mich auch, endlich einmal ordentlich von ihr zu hören. Bis jetzt hast du einem nur so hier und da einen Brocken hingeworfen ... Überhaupt manches, was man jetzt so beiwegelang von deinen Freunden hört, hättest du mir auch schon längst mal erzählen können. Wo ich dir doch immer alles sage! ‚Und das hat Ihr Mann Ihnen nicht erzählt?‘ fragte gestern die Bürgermeistersche und machte ihre großen Glupaugen dazu. Und da habe ich mich natürlich geschämt. Denn was soll so eine davon denken?“

„Nun halt man mal 'n bißchen dein Plappermäulchen, damit ich meine Gedanken sammeln kann."

Sie biß sich auf die Lippen und schwieg. Die Stricknadeln klirrten diskret. In den Erlen schäkerte eine Meise. Ein paarmal blitzte das Blau eines Eisvogels auf, der kreischend über den Wasserspiegel dahinschoß. Auf einer Baldrianstaude am Ufer saß lange ein Tagpfauenauge, die prächtigen Flügel bald öffnend, bald schließend.

Ein rotes Meer blühenden Weiderichs, von sommerlichem Hauch leise bewegt und von Faltern umgaukelt. Darüber warme Nachmittagssonne, ringsum hoher Tannenwald. — —

Daheim, in einem Seitenfach meines Schreibtisches, habe ich ein Kistchen aus getriebenem Kupferblech. Das Metall ist blind geworden und zeigt leuchtende Grünspanflecken. Trotzdem wagt meine Frau sich nicht daran. Nicht einmal vor Pfingsten, wenn der schlimmste Reinmache- und Putzteufel in sie zu fahren pflegt. Denn sie weiß, dies Kästchen ist m e i n, ist mein Heiligtum und Reliquienschrein, und auch für sie ein Rührmichnichtan.

Ein oder zwei Male im Jahr mag es geschehen, daß ich das Kästchen aufschließe und seine Schätze durch meine Hände gehen lasse: eine verblaßte Photographie meiner Mutter als Braut, mit dem sanften Liebreiz ihrer neunzehn Jahre; meinen ersten durchgerutschten Kinderschuh und den ersten unseres ältesten Töchterleins; ein selbstgemachtes Gedicht, in dem Frühlings-

sonne sich prächtig auf Herzenswonne reimt — als es verfaßt wurde, reimten sich die beiden nicht nur, sondern klangen in einem jungen Herzen jauchzend zusammen; ein Kinderbildnis meiner Mile vom Jahrmarkt; eine Jasminblüte aus der Laube, in der wir uns den ersten Kuß gaben — sie ist völlig vergilbt, aber duftet noch immer; die Reinschrift meiner ersten Predigt, in sorgfältig ausgezogenen Buchstaben niedergeschrieben — mit wildem Herzklopfen und einer langen, langen Kunstpause ist sie gehalten worden; und anderes mehr.

Das eine Mal ist es der in glücklicher Stunde plötzlich erwachende Wunsch, das Glück vergangener Tage im Gefühl mitzugenießen, der mir das Schlüsselchen zu dem Kasten in die Hand drückt. Ein anderes Mal flüchte ich zu ihm, wenn das Leben mich einmal leer, öde und kalt angrinst. Wenn ich so in den alten Sachen krame, blüht plötzlich hier an meinem Wege ein Blümchen auf, dessen Duft mich erfreut, ist dort ein Winkel in helles Sonnenlicht getaucht, weht um jene Ecke ein warmer Hauch, der mir das Innerste erwärmt, und wenn ich dann das Kästchen schließe, dann sperre ich die Grillen und Quälgeister auch mit hinein und lächle über meine Torheit, daß ich mir kurz vorher noch einbilden konnte, mein Leben wäre jemals arm gewesen oder könnte es je werden. Und dann ist alles wieder gut.

Unter diesen alten Scharteken findet sich auch ein abgegriffenes Notizheftchen, in schlaff und rissig gewordenes Wachstuch gebunden, von der Art, wie man sie in jedem Buchbinderladen für einen Groschen kauft. Schlage ich das Büchlein auf und entziffere die mit

zitternder Hand und billigstem Bleistift geschriebenen, auf dem schlechten Papier von der Zeit fast ausgelöschten Buchstaben, so heißt es da die Seiten auf und ab: 1 Brot, ½ Pfund Käse, ¼ Pfund Kaffee usw. Daneben, auf dem gebrochenen Rande, sind die Preise vermerkt. Und alle paar Seiten hat dieselbe unsichere Hand quittiert: „Erhalten, Brigitte."

Dieses kleine Buch ist die einzige Reliquie, die meine Herzensheilige, von der ich heute erzählen will, mir hinterlassen hat.

Also Brigitte ist ihr Name. Ihren Familiennamen weiß ich nicht mehr. Ich möchte auch zweifeln, ob ich ihn jemals gekannt habe.

Auf der Universität, an der ich nach unserer Trennung meine Studien fortsetzte, hatte ich in einer Vorlesung einen Banknachbar, der mich durch sein stilles, besinnliches Wesen anzog. Es war etwa derselbe Typus wie unser Freund Hermann. Eines Tages, als ihm bei der Jagd hinter der vom Katheder sprudelnden Weisheit die Feder zerbrach, konnte ich ihm aushelfen. Von der Zeit an grüßten wir uns und wechselten auch wohl vor und nach der Vorlesung einige Worte miteinander. Zu einem näheren Verkehr kam es nicht.

Der Schluß des Semesters stand bevor. Vor Beginn einer der letzten Vorlesungen erzählte ich meinem Nachbarn so beiläufig, daß ich es bei meiner ungefälligen und schlampigen Wirtin nicht mehr aushalten könne und mir für den Winter eine neue Wohnung suchen müsse. Das Eintreten des Professors schnitt die weitere Unterhaltung ab.

Während der Vorlesung glaubte ich zu bemerken, daß jener mich wiederholt und nachdenklich beobachtete. Als wir nach der Stunde Kollegienhefte und Schreibzeug zusammenpackten, meinte er: „Vielleicht könnte ich Ihnen eine gute Wohnung besorgen. Wollen Sie mich heute nachmittag, so gegen drei, zu einer Tasse Kaffee besuchen?“

Ich versprach das gern und begab mich um die bestimmte Zeit zu ihm.

Die Wohnung, in der ich ihn fand, unterschied sich von den üblichen Studentenbuden, deren Preis für unsereinen in Betracht kommen konnte, sehr vorteilhaft. Die Möbel waren zwar etwas altmodisch, aber Material wie Arbeit verrieten, daß sie zu einem besseren Haushalt gehörten. Statt der entsetzlichen Öldrucke schmückten ein paar gute Stiche die Wände. Ein Hauch von Behaglichkeit erfüllte die nicht sehr große, aber freundliche und saubere Stube.

Kaum hatte ich in dem hochlehnigen Sofa Platz genommen, als schräg gegenüber eine von mir noch nicht bemerkte Tapetentür sich geräuschlos öffnete und ein altes, gebücktes Frauchen auf Filzsohlen hereingeglitten kam. Ihr kleines Gesicht war verhutzelt, etwa wie ein vorjähriger Apfel, der sich noch in einer Kellerecke vorfindet, wenn schon die neue Ernte untergebracht werden soll. Sie grüßte kaum hörbar, deckte den Tisch und entfernte sich so still, wie sie gekommen war.

„Sie haben da ja eine reizende Hebe,“ scherzte ich, als die Tapetentür sich hinter der wunderlichen Erscheinung geschlossen hatte. Aber schon im nächsten

Augenblicke hätte ich dieses Wort gern wieder zurückgehabt. Denn mein Gastgeber quittierte nicht mit einem Lächeln, sondern sah mich befremdet und mißbilligend an, und die erste halbe Tasse des sehr trinkbaren Kaffees nahmen wir unter frostigem Schweigen.

Als ich auf den Zweck meines Besuches zu sprechen kam, sagte er, er habe sich plötzlich entschließen müssen, mit dem Ende des Semesters die Universität zu wechseln, womit also die von ihm bewohnten Zimmer frei würden. Er zeigte mir nun auch die anliegende Schlafkammer, die ein sehr einladendes Bett mit auffallend feinem Leinenzeug enthielt. Der Mietpreis, den er nannte, war in Anbetracht dessen, was die Wohnung für Tag und Nacht bot, so gering, daß ich mich sofort fröhlich bereit erklärte, sein Nachfolger zu werden. Aber er sagte lächelnd: „Ja, das glaub' ich; aber so einfach ist die Sache nicht. Ihr Gesuch muß von drei Instanzen geprüft und genehmigt werden."

„Von drei Instanzen?" wiederholte ich verwundert und neugierig.

„Ja. Erste Instanz: meine Wenigkeit; die zweite: das alte Mädchen, das uns eben den Kaffee gebracht hat, Brigitte ist ihr Name; die dritte: die Besitzerin des Hauses, eine alte Professorstochter, die im ersten Stock wohnt."

Ich bat um genauere Aufklärung und erfuhr nun etwa folgendes:

Brigitte hatte ein halbes Jahrhundert in diesem Hause bei einer Professorenfamilie gedient, von der zuletzt nur eine alleinstehende Dame übriggeblieben war. Bei zunehmender Gebrechlichkeit bedurfte diese

schließlich einer jüngeren Dienerin. Am Abend des Tages, an dem sie das fünfzigjährige Dienstjubiläum Brigittens mit ihr in einem benachbarten Ausflugsort bei Kaffee und Kuchen gefeiert hatte, schilderte sie ihr mit den verlockendsten Farben das sorgenfreie, arbeitslose, beschauliche Leben in dem Altweiberspital der Stadt, und gab ihr den freundlichen Rat, sich dort einzukaufen. Die Hälfte ihres ersparten Lohnes würde dazu reichen. Anfangs verstand die Alte ihre Herrin überhaupt nicht. Als es ihr endlich dämmerte, war sie wie versteinert. Die nächsten Tage tat sie ihre gewohnte Arbeit wie automatisch, Essen und Trinken rührte sie kaum an. Nachdem die Dame ihr einige Zeit gelassen hatte, sich an den Gedanken zu gewöhnen, kam sie auf die Sache zurück. Aber da warf Brigitte sich ihr zu Füßen, schluchzte vom seligen Herrn Geheimrat, und wieviel an Freude und Leid sie hier im Hause mit durchgemacht, und bat flehentlich, man möge sie um Gottes willen nicht verstoßen. Lohn wollte sie gar keinen mehr, im Gegenteil gern Kostgeld zahlen, wenn sie nur im Hause bleiben dürfe. Ihre Herrin ließ sich von solcher Anhänglichkeit an ihre Familie und ihr Haus denn doch rühren und fand schließlich einen Ausweg. Sie vermietete zwei Zimmer des leerstehenden Erdgeschosses an einen Studenten und übertrug der alten Brigitte, der ein Stübchen nebenan eingeräumt wurde, die Wartung der Zimmer und die Bedienung des Mieters, während sie selbst sich oben mit jüngerem Leben umgab. „Wie Brigitte ihre Pflichten erfüllt," fuhr mein Bekannter geheimnisvoll lächelnd fort, „will

ich Ihnen nicht verraten. Das erfahren Sie noch früh genug, wenn Sie das Glück haben sollten, in die Familie der ‚Briganten' aufgenommen zu werden. Einer meiner Vorgänger hat nämlich diesen Spitznamen für uns erfunden. Er ist ziemlich dumm, hat sich aber nun einmal eingebürgert. Dort von der Wand sehen die Bilder sämtlicher Briganten auf uns herab. Es ist nämlich Sitte, daß man sich Brigitten auf diese Weise stiftet und so auch sein Andenken in der Brigittenbude erhält. Nicht wahr, die Herren sehen alle recht zufrieden aus?"

Das konnte ich bestätigen. Meine Lust, in diese Familie aufgenommen zu werden, war mächtig gestiegen, und ich fragte, welche Schritte ich zu dem Ende zu tun hätte.

„Die Art der Besetzung," wurde mir erklärt, „steht durch lange Tradition fest. Der zeitige Budeninhaber präsentiert einen Nachfolger, Brigitte wählt, die Dame oben bestätigt."

„Erscheine ich Ihrer Präsentation würdig?" fragte ich etwas unsicher.

„Eigentlich," sagte er, „hatte ich an jemand anderes gedacht. Aber der scheint mir doch nicht der rechte Mann zu sein. Ob Sie es sind? Vorhin, als Sie witzig sein wollten, wurde ich für einen Augenblick zweifelhaft. Wir können nämlich längst nicht jeden als Briganten gebrauchen. Zum Beispiel keine Leute von der Art: ‚Ein Bursch, wie ich, was macht sich der daraus!' Ein Brigant muß sich viel aus dem machen, was ihm hier widerfährt. Er muß zartfühlend und rücksichtsvoll sein. Solidität ist selbstverständlich erste Bedingung."

„O weh, o weh," rief ich.

„Na," sagte der andere lächelnd, „ich will es mit Ihnen wagen. Wir können jetzt zur Wahl schreiten."

„Brigitte!" rief er laut und mit einer schönen Zärtlichkeit in der Stimme.

Die Tapetentür öffnete sich, ein großes Präsentierbrett erschien, und, hinter diesem fast verschwindend, die kleine Alte.

Ich sprang vom Sofa auf und gab ihr die Hand. Vielleicht habe ich auch meinen Namen gemurmelt und eine Verbeugung angedeutet.

„Na, Brigitte, nun sehen Sie sich den Herrn mal recht genau an," sagte der zeitige Brigant lächelnd von seiner Sofaecke aus.

Als deutscher Staatsbürger, der es zu Amt und Brot gebracht hat, bin ich oft lang und gründlich examiniert worden. Nun, das Examen, das diese in Runzeln gebetteten kleinen grauen Augen anstellten, war nicht lang. Aber irgendwo, wohin die befrackte königliche Kommission mit ihren klügsten Fragen niemals vorgedrungen ist, fühlte ich, daß es trotzdem nicht ungründlich war ... Die Fragen stellte übrigens ich. „Wie geht es Ihnen? Wie alt sind Sie schon? Haben Sie noch Verwandte?" Es ging ihr gut, alt war sie dreiundsiebzig Jahre, und von ihren Verwandten lebten nur die Großkinder einer Schwester. Inzwischen hatte sie das Kaffeegeschirr zusammengenommen, bedauerte, daß wir von dem Gebäck nicht mehr gegessen hätten, und verschwand.

Als sie die Tür hinter sich zugezogen hatte, sagte

mein Gastgeber: „Ich gratuliere Ihnen. Sie sind gewählt."

„Hat sie Ihnen das gesagt?" fragte ich verwundert.

Er lächelte in seiner feinen Art. „Gesagt? Wenn man drei Semester zusammengewesen ist, braucht man sich nicht alles mit Worten zu sagen."

Wir stiegen dann in den ersten Stock hinauf, um die Angelegenheit in der letzten und entscheidenden Instanz zu Ende zu führen. Ich wurde von einer herzleidenden Dame empfangen, die, wie auch ihre Umgebung, vom Hauch der Traditionen einer alten Gelehrtenfamilie umwittert schien. Sie betrachtete mich durch ihr Lorgnon, hielt trotz der Anstrengung, die zusammenhängendes Reden ihr verursachte, einen längeren Vortrag über die anständigen, soliden, ruhigen Mieter, die sie gehabt, und erklärte sich endlich bereit, die beiden Zimmer für einen Monat an mich zu vermieten. Länger, sagte sie, vermiete sie anfangs an einen ihr unbekannten Herrn niemals, aus Rücksicht auf ihre treue alte Magd, um diese von einem Herrn, der sich etwa nicht mit ihr zu stellen wisse, bald wieder befreien zu können.

Es war mir fast etwas reichlich, was ich diesen Nachmittag an Herz- und Nierenprüfung, an versteckten und offenen Ermahnungen über mich hatte ergehen lassen müssen. Aber die Wohnungsfrage war nun doch auf die glücklichste Weise gelöst, ich konnte meine Siebensachen in Brigittens Obhut hinüberschaffen lassen und mit angenehmen Erwartungen für das neue Semester in die großen Ferien reisen. —

Ein Vierteljahr später, an einem regnerischen und stürmischen Novemberabend, traf ich wieder in der Universitätsstadt ein, von der langen Fahrt in einem schlecht geheizten Wagenabteil durchfroren und wie gerädert. Ich suchte nach einem Dienstmann für meinen Koffer, aber vor meinen Augen riß eben der Zustrom von Musensöhnen, der an diesem Abend besonders stark war, den letzten hinweg. Verdrossen machte ich mich daran, die nicht leichte Last selbst in die ziemlich nahe Wohnung zu tragen, als sich eine knöcherne Altfrauenhand neben meine Linke in einen der Griffe des Koffers schob.

„Aber Brigitte!" rief ich überrascht und vorwurfsvoll, indem ich die Hand ergriff. „Warum bleiben Sie bei dem Wetter nicht zu Hause!" Aus dem Umschlagetuch, das die ganze kleine Person verhüllte, lächelten mich im Schein der Bahnsteiglaterne zwei kleine Augen glücklich an. Nun faßten wir beide an und schritten durch den Regensturm unserem Heim zu. An einer Straßenecke packte dieser sie mächtig, und ich sah mit Verwunderung, wie winzig wenig die dreiundsiebzig Jahre von ihr übriggelassen hatten.

Bald saß ich in meiner behaglich durchwärmten Stube auf dem Sofa, im Ofen knisterten Buchenscheite, und vor mir deckte sich der Tisch: mit allerlei kaltem Aufschnitt, Bratkartoffeln, Spiegeleiern, Kronsbeeren, Pflaumenmus und was weiß ich sonst noch für Herrlichkeiten.

„Nun ist die ruhige Ferienzeit dahin, und es gibt wieder Arbeit," redete ich meine alte Schaffnerin an, die auf ihren Filzsohlen geräuschlos um mich waltete.

In den kleinen grauen Augen zeigte sich ein stilles Lächeln. „O, das ist gut," sagte sie leise, „nun weiß i wieder, was i noch auf der Welt tu'."

Sie warf einen prüfenden Blick über den Tisch, um sich zu überzeugen, daß nichts fehlte. Dann nahm sie das Präsentierbrett vor die Brust und verschwand durch ihre Tapetentür. Und ich streckte die Hände aus und tat mir nach den Reisestrapazen gütlich.

Als Brigitte nach einem halben Stündchen wieder erschien, um den Tisch abzuräumen, bemerkte ich in ihren Augen etwas ängstlich Fragendes.

Aber dieses wich sofort jenem glücklichen und ein wenig verschämten Lächeln, als ich die Güte des Mahles pries und ihr nachweisen konnte, wie gründlich ich aufgeräumt hatte.

Während sie abdeckte, wandte ich mich im Sofa herum, zeigte auf die Bilder der Briganten über mir und fragte: „So viel Herren haben Sie also schon gehabt?"

„Ja, der Herr machen nun gerade das Dutzend voll," sagte sie, und ein zärtlicher Blick wanderte über die Bilderreihe.

„Nun müssen Sie mir auch mal etwas von Ihren alten Herren erzählen."

Sie machte ein erschrecktes und hilfloses Gesicht.

„Welchen von diesen elf haben Sie denn wohl am liebsten gehabt?" half ich ein.

Da klärten ihre Züge sich auf. „Ach, es sind alles arg liebe Herren gewesen. Dafür haben meine Herren immer gesorgt, daß ich keinen von den wüsten gekriegt

hab' ... aber der zweite da in der Reih', das ist der Herr Berger, den hab' ich gar zu gern gehabt. Nein, so ein lieber Herr, wie das auch war ..."

Ich holte mir den Herrn Berger, den vielgeliebten, von der Wand herunter und studierte seine Züge. Er hatte ein gänzlich unentwickeltes und nichtssagendes Muttersöhnchengesicht.

„Was hat Ihnen denn an diesem Herrn so gut gefallen?" forschte ich neugierig.

Brigittes Antwort fiel etwas konfus aus.

„Ach, 's war halt ein gar zu lieber Herr. Und sei Mutter is grad' gestorbe gewese, und hat nur das einzigste Kind gehabt und hat alles 'neingesteckt, daß er hat studiere könne. Und er ist schwach am Leibe gewese und hat sich immer so grausam gefürcht vor die Herren Korpsburschen, wo so gern fechten. Und ist grausam krank geworde, und hat nit ins Spital wolle, denn er hat sich grausam gefürcht vor dem Herrn Geheimrat, daß der die jungen Doktors was könnt erkläre wolle an seine Krankheit. Und fünf Woche hat er dort gelege in dem Herrn sein Kammer und hat nit könne allein sein. Und nachher hat er die Kost in der Wirtschaft mit sein schwache Mage nit vertrage könne, und i hab' ihm koche gemüßt, und hat in ei'm Monat bald zwanzig Pfund aufgenomme. Und als ich siebzig Jahr bin geworde, hat er mir a Kuche geschickt, und jed'smal, wann i mein Namstag hab', schreibt er mir a bunte Karten ... Ach, es ist ein gar zu lieber Herr ... Aber die andere Herre sind auch gut gewese ... ein' bösen hab' i niemals nit gehabt ..."

„Aha," sagte ich mir, „das Jüngelchen ist von allen am hilflosesten und anspruchsvollsten gewesen. Daher diese Liebe ..."

Was ich vermutete, wurde mir später von der Dame des Hauses und von einem alten Partikulier auf der Nachbarschaft, mit dem ich eines Abends vor seiner Haustür in ein Gespräch kam, bestätigt.

Brigitte war in langer Dienstzeit zu einer alten Jungfer verblüht, treu und anhänglich, wie eine, aber, wie alte Mädchen denn wohl so werden, auch eigensinnig, hölzern, penibel, also nicht gerade liebenswürdig. Da war ihr dann jenes mutterlose Kind in die Hände gefallen, war ihr gar unter den Händen noch schwerkrank geworden. Und siehe da, dessen Hilflosigkeit hatte die in dem alten Mädchen schlummernden Kräfte unverbrauchter Mütterlichkeit geweckt und in Wirksamkeit gesetzt. Das Eckige, Steife, Unliebenswürdige war allmählich verschwunden, ihr ganzes Wesen hatte in dieser Pflege etwas Warmes, Weiches, kurz, Mütterliches bekommen. So war gerade jener für das alte Menschenkind der allergrößte Wohltäter geworden, und deshalb gehörte ihm mit Recht die größte Dankbarkeit und Liebe ihres Herzens. In *seinem* Interesse will ich freilich hoffen, daß er nicht immer so auf Händen getragen und unter der Schürze versteckt ist wie in seiner Brigantenzeit. Aus einem alten Briefe — ich mußte natürlich im Laufe des Winters alle seine Briefe und Karten lesen, um Brigittens Liebling gebührend liebzugewinnen — entnahm ich, daß nachher der preußische Unteroffizier ihn für ein Jahr zwischen die Finger

gekriegt und gehörig vorgenommen hat. Brigitte fand das grausam und konnte noch jetzt beinahe Tränen darüber vergießen. Aber ich habe ihm das von ganzem Herzen gegönnt. —

Während wir vier Freunde beieinander waren, ist ja aus der Arbeit nicht ganz viel geworden. Ich mußte mich jetzt tüchtig dahinter machen und vor allem im Hebräischen eine böse Lücke ausfüllen. Da ich nun einen guten Bekannten von der Schule wiederfand, der in der gleichen üblen Lage war, so beschlossen wir, gemeinsame Sache zu machen. Wir verabredeten, eine Woche bei mir, die andere bei ihm zusammen zu arbeiten, so um die Zeit des Abendessens herum, und dieses dann auch beieinander einzunehmen.

Die erste Woche sollte ich der Gastgeber sein. Als ich Brigitte meinen Gast anmeldete, war sie sehr froh, daß sie nun für zwei Herren sorgen konnte.

Abend für Abend wiederholte sich nun folgende Szene. Wir beiden Judengenossen sitzen auf meinem Sofa im milden Schein einer grünbeschirmten Lampe und beißen auf den harten Nüssen, welche die kleinen Propheten uns zu knacken geben, mein Bekannter unter Raufen seines trüb herabhängenden Schnurrbarts, ich mit manchem stillen Weh und Ach das Wörterbuch von Gesenius wälzend. Endlich fängt die Uhr des nahen Stadtkirchenturms an, die achte Stunde zu verkünden. Das ist die Stunde der Erlösung. Meist bei dem vierten Schlag, aber niemals nach dem letzten, öffnet sich die Tapetentür, Hosea, Amos, Obadja, Lexikon und Kommentar fliegen in die Ecke und machen

Brigittens Herrlichkeiten Platz, die mit einem bewundernden „Ah!“ begrüßt werden. Dieses „Ah!“ ist schnell offiziell geworden, weil es jedesmal das glücklichste Lächeln in die Runzeln des alten Gesichts hineinzaubert. Unser Protest gegen die Überfülle des Tisches wird mit demselben Lächeln und mit einem Kopfschütteln beantwortet. Nachdem wir uns von Herzen satt gegessen haben, erscheint auf mein zärtliches Rufen Brigitte, um abzudecken. Nach einem Blick über den Tisch klagt sie mit trauriger Miene: „Aber die Herre habe ja gar nit gegesse.“ Doch diese Unterstellung wird mit ehrlicher Entrüstung zurückgewiesen, und an den leeren Wursthäuten, den Schalen der Pellkartoffeln, den Zwetschensteinen, dem gesunkenen Niveau der Kompottschüssel ist das Gegenteil ja auch leicht und überzeugend nachzuweisen. Und da ist es auch wieder, jenes glückselige Lächeln, jetzt mit ein klein wenig hausfraulichem Stolz gemischt ... In diesem Augenblick sehe ich es ganz deutlich vor mir — wäre ich Ludwig Richter, könnte ich es euch hinmalen — nein, es saß doch nicht in den Runzeln, wie ich vorhin sagte, sondern ganz ausschließlich in den Augen. Die Falten und Runzeln stammen aus der Altjungfernzeit. Die sind ein für allemal zum Lächeln verdorben. Was an mütterlicher Wärme in diesem alten Menschenkinde wohnt, das kann sich nur in den kleinen grauen Augen sichtbar machen. Darum sind diese Augen auch so schön, weil in sie alles sich zusammendrängen muß, was sonst über das ganze Gesicht eines guten Menschen sich ausbreiten kann.

Am Montag der zweiten Woche wollten wir, der Verabredung gemäß, zu meinem Bekannten übersiedeln. Als ich Brigitte dies mitteilte und zugleich das Abendbrot für eine Woche abbestellte, sah sie mich ganz merkwürdig an, sagte aber kein Wort. Bald darauf trat ich zufällig in ihr Stübchen, um irgendeine Bestellung zu machen. Da sah ich, wie sie an den Augen herumwischte. Teilnehmend erkundigte ich mich nach dem Grunde ihres Kummers. Erst wollte sie nicht damit heraus. Auf mein Drängen sagte sie endlich schluchzend, indem sie das Gesicht in der Schürze barg, das hätten die früheren Herren ihr nicht angetan, eine ganze Woche abends außer dem Hause zu speisen.

Nun, der grausamste und schlechteste aller Briganten wollte ich auch nicht sein, und so bat ich meinen Bekannten, des Abends wieder zu mir zu kommen. Er verstand sich endlich unter der Bedingung dazu, daß ich dem Luxus des Abendbrotes mit Ernst Einhalt tun sollte, damit die Repartition der Kosten am Ende des Monats nicht zu sehr den Betrag überschreite, den er dafür anlegen könne und wolle.

Ich machte Brigitte also ernstliche Vorstellungen. Aber die Fülle und Mannigfaltigkeit des allabendlich Gebotenen einzuschränken, gelang mir nicht. Nun, es war ja im Anfang des Semesters. Da ließ sich das ein paar Wochen aushalten. So ließen wir es denn für diesen Monat hinschluren und taten uns, wenn auch unter stetigen Protesten, gütlich.

Am Abend des letzten November erbaten wir die Rechnung, die Brigitte auf unseren Wunsch für die

Abendmahlzeiten gesondert hatte führen müssen. Als wir das Heftchen — dasselbe, das ich in meinem Reliquienschrein aufbewahre — in Händen hielten und zu gleicher Zeit einen Blick auf die Endsumme geworfen hatten, sahen wir uns verdutzt an. Was war das? Sie war ja kaum halb so groß als wir gefürchtet hatten. Und wie wir nun das einzelne prüften, wo waren die Kartoffeln geblieben, die in allen möglichen Formen auf unserem Tisch erschienen waren? Wo die Kronsbeeren? und das Pflaumenmus! Und an Schweinernem sollten wir nicht mehr verspeist haben, als die dafür angesetzte lächerliche Summe uns glauben machen wollte?

Wir waren von unseren Entdeckungen auf das peinlichste berührt. War Brigitte wegen Altersschwäche nicht mehr imstande, richtig Buch zu führen? Oder griff sie, eine Jüngerin des heiligen Crispinus, zugunsten von uns armen Schluckern in die Vorräte ihrer Herrin? Oder beraubte sie sich unseretwegen ihrer sauer ersparten Groschen? Jede möglich erscheinende Erklärung war uns gleich unangenehm.

Wir stellten sie deswegen zur Rede. Aber es war nichts mit ihr anzufangen. Sie versicherte nur immer wieder, es wäre alles in Ordnung, und die Hauptsache sei, daß es uns gut schmecke. Dabei hatte sie wieder ihr stilles Augenlächeln, das uns in diesem Augenblick, wo wir in Geldsachen reinen Kram machen wollten, fast etwas verdrießlich war.

Nun, hinzuhandeln ließ sich mit dem besten Willen nichts, und endlich legten wir jeder die Hälfte der

Schlußsumme auf den Tisch. Da kam mein Bekannter auf den unglücklichen Einfall, ihr ein Geldstück überher in die Hand zu drücken. Sie zog diese wie vor einem glühenden Eisen zurück, daß die Münze auf den Tisch klirrte, das Lächeln in ihren Augen erstarb, ihre Züge bekamen plötzlich etwas Fremdes, Hartes, und nachdem sie schnell das Geschirr auf dem Präsentierbrett zusammengestellt hatte, ging sie, ohne einen von uns noch wieder anzusehen, hinaus.

„Wie kannst du so taktlos sein!“ fuhr ich auf.

„Meinst du, ich will mich hier von einem alten Dienstmädchen freihalten lassen?“

„Von einem alten Dienstmädchen?“ wiederholte ich. „Ich bitte, etwas respektvoller von ihr zu sprechen.“

„Was ist sie denn sonst?“

Ich konnte darauf ja nichts Rechtes sagen und schwieg.

In einiger Mißstimmung gingen wir auseinander.

Diesen Abend bekam ich Brigitte nicht mehr zu Gesichte. Am nächsten Morgen, als sie mir den Kaffee brachte, hatte sie trübe, traurige Augen, und diese schienen mir noch tiefer in den Runzeln zu liegen als sonst. Es gelang mir auch nicht, sie wieder hell zu machen, so sehr ich mir mit freundlichen Scherzen Mühe gab.

In später Vormittagsstunde, während Brigitte in der Stadt Besorgungen machte, stieg ich zu der Besitzerin des Hauses hinauf, um mit ihr wegen der Angelegenheit zu sprechen. Denn das sanfte Ruhekissen eines guten Gewissens wollte ich um Bratkartoffeln

und ähnliche schöne Dinge nicht einbüßen. Kaum hatte ich meine Darlegung begonnen, als sie asthmatisch lächelnd mir in die Rede fiel. Besuche in dieser Angelegenheit, sagte sie, habe sie schon mehrfach empfangen. Ich erfuhr dann etwa folgendes: .

Brigitte war, solange sie bei ihr diente, außerordentlich sparsam, um nicht zu sagen geizig gewesen. Nur mit Mühe hatte man sie bewegen können, für ihre Kleidung so viel aufzuwenden, als sich für die Dienerin eines vornehmen Hauses schickte. Seit sie aber unten im Hause eine Art Studentenmutter geworden war, besonders seit der Pflege jenes Muttersöhnchens, war auch in dieser Beziehung eine gründliche Änderung mit ihr vorgegangen. Für die eigene Person noch immer sparsam, hatte sie doch die größte Freude daran, für ihren Herrn auf alle mögliche Weise Aufwendungen zu machen.

„Sie dürfen sich das mit gutem Gewissen gefallen lassen," schloß die Dame. „Brigitte hat sich ein für ihre Verhältnisse recht hübsches Vermögen erspart, das unter meiner Verwaltung ruht. Ich lasse ihr monatlich nicht mehr davon zukommen, als ich verantworten kann. Verwandte hat sie keine als ein paar Großneffen, die nicht viel taugen. Um dieser willen brauchen Sie der guten Alten ihre einzige Freude nicht zu verderben. Übrigens hat sie kurz vor Weihnachten ihren Geburtstag. Wenn Sie und Ihr Freund ihr bei dieser Gelegenheit mit einer Kleinigkeit eine Freude machen wollen, etwa mit einem neuen Umschlagetuch oder einem Hut für die Kirche, so würde ich die Besorgung gern übernehmen."

Ich erkundigte mich, was die beiden Sachen etwa kosten würden, und bat die Dame, beides auf unsere Rechnung für die gute Brigitte recht hübsch anzuschaffen.

Von da an waren mein schnell versöhnter Bekannter und ich Brigittens Kostgänger mit ebenso gutem Gewissen wie Appetit. Jener sah nun doch ein, daß hier mehr war als einfach ein „altes Dienstmädchen“. Unter uns nannten wir sie gern in der Erinnerung an die Odyssee, die ein trefflicher Lehrer uns besonders nahegebracht hatte, unsere Eurykleia, unsere „würdige Schaffnerin“. — Homers Eurykleia nennt den Sohn des Odysseus ja immer so herzig: „Süßes Licht.“ Ich weiß, das ist meine Jugend für die alten Augen Brigittens auch gewesen, und darüber freue ich mich noch heute. Es sind immer die schönsten Erinnerungen, dessen zu gedenken, was man diesem oder jenem Menschen gewesen ist. —

Wie leicht ist es uns doch oft gemacht, in das Leben eines anderen Menschen ein wenig Sonnenschein zu bringen. Mit so wenigem wie hier kommt man freilich selten aus. Der gesegnete Appetit der Jugend, bewundernde „Ahs“, harmlose Scherze, ein warmer Händedruck, mehr war kaum nötig.

Freilich auch an kleinen Aufmerksamkeiten haben wir es in der Folgezeit nicht fehlen lassen. Mein Bekannter brachte wohl einmal eine Blume für ihr Stübchen mit. Natürlich stellte sie es zunächst vor mein Fenster und trug es erst an seinen Bestimmungsort, wenn ich ernstlich böse wurde. Wir veranlaßten unsere Eltern, in

ihren Briefen sie grüßen zu lassen, oder erbaten von ihr Grüße nach Hause. Kam einmal ein Paket, so erhielt auch sie eine Kostprobe. Doch konnten wir es auf keine Weise hindern, daß diese, wenn der übrige Inhalt der Sendung verzehrt war, wieder auf unserem Tisch erschien. Das Wiedergeben machte das treue Menschenkind viel glücklicher als vorher das Nehmen.

Ich will nicht leugnen, daß Brigittens Bemutterung für einen, der nicht gerade aus demselben Holz wie der Herr Berger geschnitzt war, auch zuweilen etwas Lästiges und Drückendes hatte. Wenn anfangs die Gefahr bestand, daß man aus Nächstenliebe mehr aß als die Selbstliebe erlaubte, so regulierte sich dies freilich bald, indem die letztere auch hier sich als die stärkere erwies. Der Wärmstein im Bett war in den kältesten Wintermonaten am Ende zu ertragen, wenn ich zunächst auch nachdrücklich gegen solche Verpäpelung protestierte. Jedoch wirklich unangenehm war die Sache mit dem Hausschlüssel. Wenn ich einmal den Abend außerhalb zubrachte, fand ich bei meiner Rückkehr das Haus unverschlossen und die Flurlampe brennend. Hatte ich dann abgeschlossen und das Licht gelöscht, so war es so gewiß, wie zweimal zwei vier ist: sobald ich in meinem Zimmer war, kamen schlürfende Schritte über den Flur, und Brigitte kontrollierte eigenhändig, ob die Tür auch wirklich abgeschlossen war. Ich gab mir die erdenklichste Mühe, sie von der Zwecklosigkeit dieses Wachbleibens und Nachsehens zu überzeugen. Ich hätte ja einen Hausschlüssel und wäre ein vernünftiger Mensch. Es half alles nichts. Sie wartete gern,

sie brauchte in ihren Jahren nicht mehr viel Schlaf, ich sollte auf sie ja keine Rücksicht nehmen — das wurde mit Hartnäckigkeit wiederholt. Da habe ich mich manchmal über den zähen, unbelehrbaren Eigensinn der alten Jungfer geärgert. Etwas Rücksicht nahm man denn schließlich doch und brach um ihretwillen früher aus dem Kreise der Bekannten auf, als man getan haben würde, wenn man sein eigener Herr gewesen wäre. Den Spott über unzeitig frühes Pantoffelheldentum hatte man noch obendrein und mußte sich die düstersten Prognosen für die Zukunft stellen lassen. Na, die haben sich denn Gott sei Dank doch nicht erfüllt. Übrigens, um das noch eben zu sagen, neben vielem Guten war auch diese lästige Fessel Bergersche Erbschaft. Der unbewußte Knabe hatte wirklich einmal die Haustüre offengelassen, die Dame oben hatte es erfahren und Brigitte eine Szene gemacht. „Was hätte daraus werden können! Man hätte das Haus ausplündern, ja, uns ermorden können!" Und von Stund an war Brigitte jene hartnäckige Türhüterin geworden, die mit dem Hausschlüsselrecht ein gut Stück akademischer Freiheit vernichtete ... Nun, ich bin nie so töricht gewesen, zu verlangen, daß Rosen ohne Dornen sein sollen. Und schließlich kann es ja auch nicht schaden, wenn man früh genug lernt, Rücksichten zu nehmen.

Brigittens Geburtstag fiel auf einen Adventssonntag. Die Geschenke lagen seit einiger Zeit wohlverschlossen in meiner Kommode. Mit dem Morgengrauen des kurzen Wintertages stellte sich mein Konhebräer ein. Als Brigitte uns den Kaffee brachte, wurde ihr feierlich

von vier Händen das Umschlagetuch um die spitzen Schultern gelegt. Darauf setzten wir ihr noch feierlicher den neuen Hut auf. Es war uns dabei zumute, als ob wir mit dieser Investitur und Krönung eine Art symbolischer Handlung vornähmen, durch die wir dartun wollten, daß unsere gute Brigitte in ihrer Selbstlosigkeit und Mütterlichkeit zu dem echtesten Adel des Menschenvolkes gehörte. Eine holde Braut kann unter Myrtenkranz und Schleier nicht glücklicher und verschämter dreinschauen als die völlig überraschte Brigitte unter dem Umschlagetuch und Hut. Ich lief dann schnell in die Küche, um ihr eine Tasse zu holen, das Geburtstagskind mußte, so sehr es sich sträubte, im Sofa niedersitzen, wir beide nahmen rechts und links von ihr auf Stühlen Platz, und so feierten wir den Tag mit festlichem Kaffee und Topfkuchen. Später nahmen wir sie in die Mitte und gingen mit ihr zur Kirche. Es war allerliebst, zu beobachten, wie sie sich eigentlich in ihrem neuen Schmuck vor den Leuten schämte, während dann doch wieder die alte Evanatur, mit ihrer Freude am Putz, ganz reizend durchschimmerte.

Ich brauchte für einen dreizehnten Briganten nicht mehr zu sorgen. Denn ich blieb das letzte Glied dieser edlen Familie. Im nächsten Sommersemester fing Brigitte an zu kränkeln. Einige Wochen hielt ihr Pflichtgefühl sie bei der Erfüllung ihrer leichten Obliegenheiten noch aufrecht. Als sie dann aber bettlägerig wurde, veranlaßte ihre Herrin, daß sie ins Krankenhaus aufgenommen wurde. Ich selbst brachte sie in einer Droschke hin, in meinem Arm wankte sie die breiten Steintreppen

hinauf und oben übergab ich sie der Obhut einer freundlichen kleinen Schwester. Jeden zweiten Tag besuchte ich sie. Daß ich gleich nach ihrer Überführung in das Spital auf Wunsch der Besitzerin des Hauses hatte ausziehen müssen, weil keine Bedienung für mich vorhanden war, verschwieg ich ihr. Es würde sie beunruhigt und geschmerzt haben. Mich aus ihrem alten Heim kommend zu wissen, war ihr ein lieber Gedanke, und ihre erste Frage war immer, ob ich jetzt auch mein Recht bekäme. Ehe ich zu ihr ging, pflegte ich in ihrer alten Wohnung einzukehren, um ihr von den Blumen, die sie vor ihrem Fenster zog, ein paar Blüten zu brechen. Die waren ihr dann jedesmal ein freundlicher Gruß von der Stätte, wo sie ihr schlichtes und zuletzt noch so reich gewordenes Leben gelebt hatte, an der sie mit so großer Liebe hing.

Einmal bat sie mich, ich möchte ihr bei meinem nächsten Besuch die Bilder ihrer früheren Herren mitbringen. Sie wollte alle gern noch einmal sehen. Als ich sie brachte, nahm sie eins nach dem anderen in die abgezehrten Hände und betrachtete es mit mütterlicher Zärtlichkeit. Beim Herrn Berger kam ein feuchtes Schimmern in ihre Augen. Sein Bild war auch das einzige, das sie der guten Schwester, mit der sie sich offenbar angefreundet hatte, zeigte, und diese mußte ihr bestätigen, daß der Herr ein gar zu liebes Gesicht habe.

Als ich nach zwei Tagen wiederkam, hatte ihr Zustand sich verschlimmert. Ihre Pflegerin meinte, eigentlich dürfe sie mich nicht zu ihr lassen, da ich nicht zur

Verwandtschaft gehöre. Aber da jeder Mensch in seiner letzten Stunde gern jemanden um sich habe, den er lieb hätte, glaubte sie doch, es verantworten zu können. Ich trat an Brigittens Bett und rief sie leise beim Namen. An dem stillen Freudenlicht, das sich in dem Grunde ihrer Augen zeigte, sah ich, daß sie mich erkannte. Ich merkte an der Veränderung, die seit meinem letzten Besuch in ihrem Gesicht vorgegangen war, daß ihr Ende nicht mehr fern sein konnte. Da fiel mir plötzlich mein künftiger Beruf ein, und ich fühlte ein wenig die Verpflichtung, ihr irgend etwas Tröstliches und Frommes zu sagen. Aber mein bißchen Theologie ließ mich gänzlich im Stich, und ich fühlte mich diesem schlichten, reichen Menschenleben gegenüber, das vor seiner Vollendung stand, auf einmal als armer, unreifer Junge. Ich beugte mich zu ihr nieder, umschloß warm und weich ihre knöcherne Hand und flüsterte an ihrem Ohre nur: „Gott befohlen, Mutter Brigitte" ... Ich glaube, daß sie mich noch verstanden hat. Denn ihre Augen sahen mich noch einmal an, mit einem letzten, leisen, verlöschenden Lächeln.

Vier Tage später begruben wir sie. Ein aus einer benachbarten Stadt herbeigeeilter Großneffe und ich — mein Bekannter hatte zu Ostern die Universität verlassen — gingen als Leidtragende hinter dem Sarge her an der Spitze des kleinen Gefolges. Ich als einer aus dem Dutzend derer, die ihr Gutes genossen hatten, jener als Vertreter der anderen, deren Erntezeit jetzt gekommen war.

In unserem alten Heim wurde ein Album auf-

bewahrt, in das die Brigittenleute beim Scheiden sich eingetragen hatten. Von späteren waren dann die Adressenveränderungen nachgetragen worden. So konnte ich den alten Briganten Nachricht von Brigittens Hinscheiden geben. Bis auf zwei oder drei haben sie alle mit ein paar herzlichen, schlichten Worten dankbarer Erinnerung geantwortet. Ich hatte beim Lesen das Gefühl, daß wir zwölfe, obgleich wir uns von Angesicht nicht gesehen hatten, doch etwas wie eine Familie bildeten, verbunden durch die gleiche Liebe, die das reiche, mütterliche Herz einer alten Magd uns geschenkt hatte. Einige schickten auch Kränze. An einem stillen Sommerabend ging ich hinaus und legte sie auf Mutter Brigittens Grabhügel nieder.

Ein paar Wochen später verließ ich die Stadt. Auf dem Weg zum Bahnhof kam ich an der Brigittenstube vorüber, deren Fenster jetzt verhangen waren. Von der anderen Seite grüßte über die niedrigen Bürgerhäuser das stattliche Kollegiengebäude zum Abschied herüber. Was ich fürs Leben mitnahm, stammte nicht allein aus den hohen Hallen der Wissenschaft ...

Frau Klara lauerte, ob noch etwas kommen sollte. Da der Erzähler schwieg, machte sie Anstalt, ihren Beifall zu bezeugen. Aber der Doktor kam ihr zuvor. „Bitte nicht, Verehrteste. Für Herzensheilige paßt sich das wohl nicht recht. Ich denke, es ist für jeden von uns als Erzähler am angenehmsten, wenn die Zuhörer sich des Lobes wie der Kritik enthalten, auch Fragen, die sie etwa noch stellen möchten, lieber unterdrücken. Lassen wir unsere Erzählungen leise in die Abendstille

verklingen. Die Herzensheiligen mögen still in unsere Mitte treten, ein Stündchen freundlich weilen und dann ebenso leise, wie sie gekommen, dahin zurückkehren, wo dankbares Gedenken sie wohnen läßt...

„Lieber Hermann, willst du morgen nachmittag die Fortsetzung machen?"

Der kleine Professor hob seinen Kopf aus Sommergras und Weiderichblüten und nickte.

Der Unmensch! Wohin er uns nur hetzen will? Lange mache ich nicht mehr mit!"

So stöhnte es in einem Föhrengehölz. Dort stand pustend der Bürgermeister, quartierte das Jacket von dem rechten Hemdärmel auf den linken um und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Nur noch zwei Minuten, Dicker, und es ist erreicht!" rief munter von vorne der Professor, der heute die Führung hatte und wacker vorausschritt.

Nach einigen hundert Schritten hörte der Baumbestand plötzlich auf, und das Gelände senkte sich in ziemlich steilem Abfall etwa um drei Mannshöhen bis auf den Spiegel der Werle, die, sonst in anmutigen Windungen durch die Wiesen sich schlängelnd, an dieser Stelle hart an den dünenartigen Saum ihres grünen Tälchens stieß, um sich dann sogleich wieder in scharfer Krümmung dessen Mitte zuzuwenden. Der Abhang trug oben noch einige verkrüppelte Föhren, Sämlinge des nahen Gehölzes. Weiterhin bildeten kümmerliches, dürres Gras und blühender Thymian dürftige Rasenflächen. Dann folgte loser, weißer Dünensand, bis die Nähe des Wassers jungen Erlen und federndem Schilf die Lebensbedingungen bot.

In der Gras- und Thymianregion bildete ein längliches Rasenstück eine Art natürlicher Bank. Hier ließ man sich nieder. Nur der Führer stieg vollends bis

zum Flüßchen hinab und legte sich hart am Ufer in den warmen Sand.

Die Fluten drängten sich in dem scharfen Winkel des Flußlaufs und bildeten kleine Wirbel; die Sonnenstrahlen, bald durch leichte Sommerwolken abgeblendet, bald ungehindert, belebten den dergestalt bewegten Wasserspiegel durch ein frohes Spiel der Lichter, das durch hin und her schießende Silberkäferchen und blaue und grüne Libellen noch gehoben wurde. Im Schilf und um die Wurzeln der Erlen war beständig ein heimliches Flüstern und Glucken. Drüben in den Wiesen übten junge Kiebitze sich im Fliegen, unter elterlicher Leitung und mit vielem Kiewittgeschrei.

Eine Zeitlang erholten sich die Freunde von der anstrengenden Wanderung, die über die durchschnittlichen Leistungen dieser Wochen weit hinausging, und genossen die duftige Kühle des nahen Wassers und den überraschend freundlichen Blick auf Fluß und Wiesen.

Dann lieh man auf eine halbe Stunde Ludwig Richter das Ohr. Es war beschlossen worden, wegen der neuen Liebe dem alten Freunde doch nicht ganz den Laufpaß zu geben.

Endlich rief Frau Elisabeth zum Fluß hinab: „Hermann, wir warten!" Der Gerufene erhob sich, schüttelte die Kleider aus und kam langsam, durch rieselnden Sand watend, zu der Thymianbank heraufgestiegen. Sein Blick schien träumerisch verschleiert, in der Hand trug er ein Blümchen, das er sich am Wasser gepflückt haben mochte.

„Glückliche Tage, wo man noch nicht klug ist wie die Schlange, sondern bloß ohne Falsch wie die Taube, wo Liebe und Vertrauen wie ein goldener Faden die Tage durchziehen und die Herzen verbinden ...“

So neulich unser Freund Richter. Ich weiß nicht, ob jemand sich noch erinnert. Es war an jenem Abend, als wir die Rehe aus dem Walde treten sahen.

Am nächsten Vormittag machte ich für mich allein eine Wanderung.

Meine Frau wollte lieber zu Hause bleiben, und es war mir ganz recht. Wir gönnen uns immer wieder gern einsame Stunden, die man doch nicht entbehren kann, wenn man sich auch noch so lieb hat.

Auch meine Kamera hatte ich zurückgelassen. Es gibt Tage, die machen ein Gesicht, als wollten sie einem etwas Schönes und Liebes schenken. Da darf man keine besonderen Absichten haben. Es heißt einfach: still warten, sich bereit halten, zu Hause sein, wenn es leise anklopft.

Der Sonnenblume gleich
Steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend,
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?

Tag, du leuchtender Sommertag, was bist du gewillt?

Da fand ich diesen lieblichen Ort. Lange, lange habe ich dort unten im weißen Ufersande gelegen.

Des Wassers Atem, fein vermischt mit dem zarten Duft der Wiesen und dem Harzgeruch der Föhren, hauchte mich an.

Da plötzlich kommt mir die ganze Umgebung so merkwürdig bekannt und wunderlich vertraut vor. Es schien mir zuerst nicht anders denkbar, als müßte ich schon einmal hier gewesen sein. Aber das war doch ausgeschlossen.

So ähnlich ergeht es mir öfters. Und dann tauchen immer allerhand Fragen auf. War meine Seele hier einmal auf Schwingen des Traums zu Besuch? Oder hat sie irgendwo in einem Reiche der Ideen als Urbild geschaut, was jetzt das Auge im Abbild erblickt? Oder ist sie vielleicht eine Wanderin und in einem anderen Pilgerkleid, vor tausend Jahren, schon einmal dieses Weges gefahren?

An jenem Morgen jedoch machten solche Fragen mir keine Sorge. Wie nämlich der Wasser-, Wiesen- und Waldatem mich anhauchte, blitzte plötzlich ein Bild aus Kindertagen auf, in dem alles war wie heut: das Spiel der Lichter auf dem Wasser, schimmerndes Wiesengrün, raunendes Föhrengeflüster... Und Bild um Bild folgte, und es geschah, daß eine kleine glückliche Provinz meines Jugendlandes, die ich am Abend vorher, als Ludwig Richter uns führte, nur ganz in der Ferne hatte dämmern sehen, mir näher und näher rückte und endlich wunderlich klar vor meinem inneren Auge lag. Natürlich nicht in scharfem, grellem Mittagslicht, sondern in der Klarheit des Abends, der das einzelne verhüllt, die großen Linien aber um so besser hervortreten läßt.

Nun habe ich euch durch Busch und Dorn hierher geführt, in der Hoffnung, daß dieser Ort, der an jenem Morgen die Bilder vergangener Tage rief, mir heute helfen wird, den Schleier so weit von ihnen zu heben, daß auch ihr sie zu sehen bekommt ... und vor allem die liebe Gestalt, die in jedem dieser Bilder die Sonne, die Seele ist. Ich habe ein starkes Gefühl dafür, wie schwer das ist. Ich empfinde still und froh den zarten, süßen Duft, der von jenen Jugendtagen im Grunde meiner Seele geblieben ist, und habe genug daran. Wenn ich nun versuche, mit Worten ihn euch zu vermitteln, — wird dabei nicht das Beste verlorengehen? Wird das nicht schließlich auf eine Vergröberung hinauskommen? Ja, vielleicht gar auf eine Fälschung? ... Daß meine anfänglichen Bedenken gegen ein so intimes Erzählen doch ihren guten Grund hatten, das fühle ich wieder lebhaft.

Aber ein Zurück gibt es ja wohl nicht mehr ...

Einst, als mein war, was die Erinnerung mir neu schenkte, wie alt mag ich da gewesen sein? Ich erinnere mich deutlich, daß ein Kinderbildnis, das ich noch besitze, kurz vor jenen Sommertagen angefertigt ist. Den kleinen Kerl in dem grauen Jäckchen mit den aufgenähten schwarzen Sternen, der da in die Welt hineinguckt — nein: träumt, will ich lieber sagen — schätze ich auf acht, höchstens neun Jahre. Ich muß also von vornherein bekennen, daß meine Erzählung auf unbedingte Genauigkeit in den einzelnen Zügen keinen Anspruch erheben kann. Eine Photographie der Wirklichkeit jener Tage hat mein Gedächtnis nicht auf-

bewahrt. Ich kann ihre Wahrheit nur im Spiegel der Dichtung zeigen — wenn ich es mit aller Bescheidenheit einmal so nennen darf. Ich muß die Bilder meiner Erinnerung vorsichtig nachmalen und ergänzen.

Vielleicht kommt euch bei meiner Erzählung das Bedenken: Kann der seelische Gehalt der Erlebnisse eines Neunjährigen so groß gewesen sein, wie es nach der Erzählung des Erwachsenen scheinen könnte? Gewiß nicht. Wir können nicht mehr empfinden wie mit neun Jahren und wissen ebensowenig genau, wie wir damals empfunden haben. Und wenn wir jene Zeiten in der Erinnerung lebendig werden lassen, datieren wir sicher immer viel aus späterer Zeit und größerer Reife in sie zurück. Aber wie die Knospe die künftige Blüte und Frucht in sich schließt, so haben auch die Erlebnisse jener Knospentage einen reichen Inhalt gehabt, wenn auch das spätere Leben ihn erst zur Blüte entfaltet und zur Frucht gereift hat. Und wie die Knospe die Blütenblätter durchschimmern läßt und den Fruchtknoten vorgebildet zeigt, so mag das auch wohl die junge Knospe eines Menschenlebens tun in Tagen, wie die waren, von denen ich erzählen will.

Das war eine lange Einleitung... Jetzt, da sie glücklich abgewickelt ist, gefällt sie mir selbst nicht recht mehr. Habe ich eure Erwartungen damit nicht zu hoch gespannt? Daß ihr nun auf wunder was Großes und Tiefes gefaßt seid? Daß ihr glaubt, der Geburt eines Berges entgegensehen zu dürfen? Und seid dann arg enttäuscht, wenn nur ein Mäuschen die Äugelchen aufmacht?... Bitte, tut mir den Gefallen und wartet nur

auf das Mäuschen. Denn es handelt sich um Dinge, die euch wahrscheinlich als unbedeutend und des Erzählens kaum wert erscheinen werden, wenn sie freilich für mich auch groß sind ...

Also ich hatte die bereits vermeldete Jacke mit den Sternen bekommen, die im Bilde den heutigen Tag erlebt hat. Meine Frau photographiert bekanntlich alles, was Kind heißt, und hat dabei seit Jahren Studien über die Kindesseele gemacht. Man darf ihr also auf diesem Gebiete einige Erfahrung zutrauen. Sie stellt auf Grund jenes Bildes für das Bürschchen in kurzen Hosen folgende Diagnose: „Kein richtiger Junge, etwas verzogen, halb Professor, halb Träumer.“ Das wird so ziemlich stimmen.

Ich war ein Nachkömmling. Als ich anfing zu spielen, waren meine Geschwister längst darüber hinaus. Nachdem meine guten Eltern die Schar großgezogen hatten, fühlten sie wohl ein wenig ihre Nerven. Die abgeschlossene Etagenwohnung, die verkehrsreiche und gefährliche Straße vor dem Hause, sowie meine mehr auf Einspännerei angelegte Gemütsart ließen es zu einem regeren Verkehr mit Altersgenossen nicht kommen. Mit Süßigkeiten verwöhnt und viel geliebkost, saß ich als Herzblättchen und Nesthäkchen zwischen den von den Geschwistern ererbten Puppen, Soldaten, Kochtöpfen, Helmen, Pferden, Eisenbahnen und anderem Spielzeug. Mein liebstes Besitztum aber war ein unzerreißbares Bilderbuch, das mir einige der schönsten Märchen in farbenprächtigen Bildern erzählte. Das Lesen lernte ich kleiner Philister natürlich schnell und früh, und als

ich sieben Jahre alt war, hatte ich mir aus einem Märchenbuche die Texte zu den herrlichen Bildern bereits zusammenbuchstabiert. So glücklich wie der kleine Ludwig Richter war ich nicht. Ein Milchen, das abends bei trübem Küchenlämpchen unter einer Kuhkanzel die lieblichen Geschichten erzählt hätte, fehlte mir.

Ich kann nicht behaupten, daß diese Jugendzeit in meiner Erinnerung besonders viel Glanz und Farbe hätte. Schokolade und andere Süßigkeiten sind ja für den Augenblick ganz angenehm, aber an Werten für die spätere Erinnerung arm. Spielsachen lasse ich gelten, wenn sie lange Erwartungen und frohe Hoffnungen am Weihnachtsabend oder Geburtstagsmorgen erfüllen. Treten sie massenweise auf, wie in meiner Kinderstube, so sind sie das beste Mittel, die schöpferische Phantasie und die Selbsttätigkeit des Kindes zu erdrücken, es zum Philister zu machen und den ersten Grund zur Blasiertheit zu legen.

Von diesem nicht eben hellen Hintergrunde heben sich nun um so leuchtender die letzten Tage einiger Sommerwochen ab, die ich, während meine Eltern eine Badereise machten, bei einem älteren Bruder meiner Mutter, einem Landarzt, verlebte.

Die letzten Tage, sage ich. Die größere Hälfte jenes Landaufenthalts ist mir nämlich langsam und langweilig dahingekrochen.

Für einen frischen, frohen Jungen würde das alte, weitläufige Haus mit seinen Stallungen und der große, etwas verwilderte Garten von der ersten Stunde an ein wahres Paradies gewesen sein. Ich altkluges Bürsch-

chen wußte nicht viel damit anzufangen. Tiere und Bäume kannte ich ja aus Bildern und Beschreibungen. Und ich fand sie in der papierenen Welt eigentlich interessanter als in der wirklichen. Einige Spielkameraden, die man mir aus der Nachbarschaft einlud, fanden keinen Gefallen an mir und kamen nach einem trotz Kaffee und Kuchen langweiligen Nachmittag nicht wieder. Sie aufzusuchen, fiel mir natürlich nicht ein. Ich war so sehr Philister, daß ich meine häusliche Bequemlichkeit und die gewohnte Umgebung meiner Siebensachen bald vermißte und mich aus der schönen Freiheit, die ich nicht zu gebrauchen wußte, auf die enge Etage zurücksehnte.

Den Kutscher meines Onkels, ein altes Faktotum des Hauses, jammerte meine Trägheit. Er schlug mir eines Tages hinten im Garten aus Lattenwerk das Gerüst eines Häuschens zusammen und wies mich an, aus Schilf, das er mir von einer Fahrt auf Praxis mitbrachte, Dach und Wände herzustellen. Mit welchem Eifer würde ein richtiger Junge sich hier eine Indianerhütte oder Räuberhöhle eingerichtet haben! Aber die wilden Wünsche, derartiges zu besitzen, lagen mir fern, und bald ließ ich die angefangene Arbeit liegen.

Von der Tante habe ich keine rechte Erinnerung bewahrt. Sie wird eine gute Tante gewesen sein, wie gute Tanten eben sind, von jener Gutheit, die ein in geordneten Verhältnissen aufwachsendes Kind von allen Seiten umgibt und daher keinen tieferen Eindruck hinterläßt. Der Onkel, der als Arzt einen weiten Umkreis zu versehen hatte, teilte mit vielen Brüdern in

Äskulap eine schöne, polternde Grobheit, die innerhalb seiner vier Wände zu einem gutmütigen Haustyrannentum gemildert war. Von einem gemütlich erwärmten oder gar geistig angeregten Familienleben konnte nicht gut die Rede sein. Das alte, schiefe Haus, dessen Fenster wuchernder Efeu fast zugesponnen hatte, machte den Eindruck, als ob es in seiner Gartenwildnis eingeschlafen wäre, und seine alten Bewohner mit ihm. Und ich schlief, träumte und vegetierte so mit.

... Bis wir Schläfer alle, alt und jung, eines Tages plötzlich aufwachten! ...

Hatte ein großes Schicksal uns geweckt, mit dumpfen, dröhnenden Schritten über die Schwelle schreitend?

Ach nein, die große Wirkung hatte eine kleine Ursache. Es war nur Besuch gekommen. Besuch, wie er im Sommer so die ländliche Einsamkeit zu unterbrechen pflegt.

Ich sehe uns noch beim Abendbrot sitzen. Der Onkel in einer Laune, die bei ihm unerhört ist. Obgleich eben erst von einer weiten Fahrt über Land zurückgekehrt, hat er über nichts zu murren, erzählt mit fröhlichstem Behagen eine Schnurre nach der anderen, läßt ein herzhaftes Lachen erschallen. Ist er und der alte Knurrhahn von gestern und vorgestern derselbe Mensch? Das Gesicht der Tante strahlt, sie scheint um einige Jahrzehnte verjüngt. Und ich? Ich sehe mit großen, verwunderten Augen über den Tisch, und in mir raunen die lieben Märchenworte: „Weiß wie Schnee ... rot wie Blut ... schwarz wie Ebenholz ...“

Doch ich muß etwas prosaischer berichten. Es war öfters davon die Rede gewesen, daß eine Nichte der

Tante kommen würde, um sich während einiger Sommerwochen auf dem Lande zu erholen. Man freute sich auf diesen Besuch, weil man die Erwartete als Kind sehr geliebt, seitdem aber nicht wiedergesehen hatte. Die war nun da, saß mir gegenüber, aß, trank, sprach, lachte. Und ich saß und starrte sie an und vergaß darüber fast Essen und Trinken.

Als wir uns vom Tisch erhoben, war es eine Stunde später als gewöhnlich. Man entledigte sich meiner sogleich, indem man mich hinauf und ins Bett schickte.

Die Fenster meines Schlafzimmers standen offen. Unmittelbar unter ihnen befand sich das von wildem Wein bedeckte Glasdach einer Veranda.

Lange währte es nicht, so schlugen von dort Töne an mein Ohr: das joviale Lachen des Onkels, und horch! das Silberklingen eines anderen Lachens dazwischen.

Da mußte ich aufstehen und ans Fenster gehen. Ich lehnte mich hinaus und schob das Weinlaub zur Seite, um in die Veranda hinabzublicken.

Aber ihr Dach bestand aus grünem geriffelten Glase, das keinen Blick durchließ.

Da sah ich, daß nur einige Fuß entfernt ein feiner Lichtstrahl wie ein Pfeil in das Dunkel des Nachthimmels emporschoß. Wie auf die Falter, die ihn immer wieder im Fluge kreuzten, übte dieser auch auf mich eine starke Anziehungskraft aus. Vorsichtig die Weinranken niederbiegend, schob ich mich bis zu ihm vor und entdeckte, daß an der Stelle, wo er heraufquoll, von einer der Glasplatten ein Eckchen abgebrochen war. Ich hatte also ein Guckloch, und mein rechtes Auge nahm sofort

davon Besitz. Kühl umrieselte mich unter dem dünnen Hemdchen die Nachtluft. Aber durch das eine Auge trank ich so viel Wärme in mich, daß ich dessen lange Zeit gar nicht achtete. Und wieder flüsterte mein liebstes Märchen mir ins Ohr: „Weiß wie Schnee... rot wie Blut..." — hier schwieg es; denn „schwarz wie Ebenholz" war nichts in der holden Erscheinung. Sneewittchen war mir die lieblichste aller Märchengestalten, und noch nie hatte ein weibliches Wesen aus Fleisch und Blut mich an sie erinnert. Aber die dort unten, von Licht umflossen, in weißem Kleide, mit dem weichen glänzenden Haar und dem Rosenschimmer ihrer Wangen, das konnte keine andere sein als Sneewittchen, meiner Traumwelt Königin ...

Endlich kroch ich, von blühendem Wein umduftet und von Faltern umsurrt, in mein Kämmerlein zurück. Aber den Weg ins Bett konnte ich noch nicht finden. Ich zog mir eine Jacke über und saß, die Füße im Weinlaub, lange auf der Fensterbank und blickte in die Sommernacht hinaus. Unter Nacht hatte ich mir immer etwas Dunkles, Trauriges, Häßliches vorgestellt. Da gingen, so hatte ein abergläubisches Dienstmädchen mir eingeredet, allerlei Wesen um, vor denen man sich graulen mußte. Nun war ich über die Maßen verwundert, wie schön sie war, und konnte mich nicht satt sehen. Aus der Gartenwildnis glühten die Lichter der Johanniswürmchen herauf, aus blausamtenen Himmelstiefen die Sterne hernieder... „Es schienen so golden die Sterne" ...

Der zu ihrer stillen Welt emporweisende feine Strahl

erlosch, das frohe Lachen in der Veranda verstummte. Und immer konnte ich mich noch nicht trennen. Denn nun war es auf einmal so still, so wundersam still, und es war mir, als wollte aus der großen, tiefen Stille etwas mit mir reden, leise, ganz leise. Und lange mußte ich zuhören ...

Als ich dann endlich doch wieder im Bett lag, sah ich zu meiner Verwunderung wieder einen schmalen Lichtstrahl schimmern. Aber dieser lief quer durch meine Kammer und ließ an der Wand in dem Blumenmuster der Tapete eine Rose aufleuchten. Und ich entdeckte, daß er durch ein Schlüsselloch hereinkam. Ich konnte mir nicht versagen, auch diesem bis zu seiner Quelle nachzugehen ... O, weiß wie Schnee ... schwupp, war's dunkel. Die Klappe über meinem Guckloch, von meiner Stirn berührt, war niedergefallen und ich schob sie auch nicht wieder in die Höhe. Seelenfroh über solch nahe liebe Nachbarschaft legte ich mich aufs Bett — zuzudecken brauchte ich mich in der warmen Sommernacht nicht — und war schnell eingeschlafen.

Der Abend ist ein schlimmer Hexenmeister, und ich bin einer von denen, auf die er es besonders mit seinen Zauberkunststücken abgesehen hat. Wie oft hat er Menschen und Dinge mir in einer Weise verzaubert und verklärt, daß der Tag und sein Licht eine peinliche Ernüchterung bringen mußten!

Auch der Morgen nach diesem Abend brachte eine leise Enttäuschung. Als ich unseren Besuch wiedersah, zeigte er durchaus keine Neigung, sich von mir als Märchenkönigin scheu verehren und huldigen zu lassen.

Das schöne Mädchen nahm meine Hand, drückte sie herzhaft und sagte: „Wir wollen gute Kameraden sein." Das freute mich ja auch, aber entsprach doch nicht ganz meinen Sommernachtsträumen.

„Komm, Hermann, zeig' mir den Garten!" sagte sie munter.

Wir wanderten den Hauptweg entlang, und ich fühlte mich als Führer sehr wichtig. Aus Bilderbüchern hatte ich Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume, Erbsen, Bohnen und Kartoffeln, Hähne und Hennen leidlich unterscheiden gelernt. So erklärte ich denn mit großem Ernst: „Das ist ein Birnbaum... das ist ein Hahn... das ist ein Schmetterling."

Sie hatte mich schon einige Male verwundert von der Seite angesehen. Ich war im Erklären immer eifriger geworden.

Plötzlich blieb sie stehen und fing herzlich an zu lachen.

„War was nicht recht?" fragte ich errötend.

„Wie's im Buche steht, du kleiner Schulmeister," lachte sie.

Sie legte jetzt den Arm um meine Schulter und drängte mich von dem breiten Hauptwege auf einen Seitenpfad. Ich hatte das Gefühl, sie wollte jetzt selbst die Führung übernehmen und stellte meine Belehrungen ein.

Auf einmal beugte sie sich zu mir nieder und wies aufgeregt mit der freien Hand in ein nahes Gebüsch.

Ich sah hin, entdeckte aber nichts als ein paar kleine Vögel, wie es deren im Garten viele gab, größere und kleinere; und diese waren geradezu winzig.

„Was sollen die?“ fragte ich.

Da flüsterte sie voll Entzücken an meinem Ohr, so nahe, daß ihr Hauch meine Wange streifte: „Herr Zaunkönig und Frau Zaunkönigin führen ihre jungen Prinzen und Prinzessinnen in die Welt.“

Ich horchte auf. Dies klang ja so vertraut, wie aus meiner lieben Märchenwelt. Und wie ich ihre Augen vor Freude glänzen sah, da fing ich auch ein wenig an, mich über die kleinen Majestäten und Hoheiten zu freuen, wie sie tafelten und scherzten, flatterten und flogen in ihrem grünen Königreich.

Wie wir, nachdem die zaunkönigliche Familie sich endlich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, unseren Weg fortsetzten, hörte ich an meiner Seite plötzlich einen Klageton. Ich blickte erschrocken auf und sah, wie das Auge meiner Führerin auf den Boden gerichtet war, wo die Federreste eines zerrissenen Vögelchens zerstreut umherlagen. „Das hat die Katze getan, oder der Sperber,“ sagte ich belehrend. Sie aber ist niedergekniet und hat angefangen, die schönsten der Federn zu sammeln, und dabei klagt ihre Stimme: „O, wie hübsch ... Es ist das letzte, was von dem süßen kleinen Wesen geblieben ist ... sieh mal diese ... und diese kleine blaue hat am Flügel gesessen ... ach, und da liegt auch noch der kleine Schnabel ... wie manches schöne Lied hat er wohl gesungen ... hilf mir, wir wollen das alles schön mit Erde zudecken ... sonst müssen wir immer wieder traurig werden, wenn wir hier vorbeikommen ...“ Ich kniete zu ihr nieder, ihr zu helfen, und bald erinnerte nichts mehr an das hier erfüllte kleine Vogelschicksal.

So streiften wir den ganzen Garten ab und hatten ein kleines — oder, wie man's nehmen will, großes — Erlebnis nach dem anderen. Wie wurde da alles so lebendig, was für mich bisher so tot gewesen war! Worauf ihre Leuchteaugen ruhten, das bekam Glanz. Was ihre Seele liebend umfaßte, das bekam eine Seele. Und die junge Menschenseele fing ein wenig an, mit ihrer Seele und mit all den Seelen in den Dingen sich zu freuen, zu trauern, mit ihnen zu leben. Solches Mitfühlen und Mitleben hatte sie ja freilich in der Welt des holden bunten Scheins, in der Märchenwelt, schon längst gekannt und geübt. Aber nun war das Große und Neue, daß es auf die reiche, unerschöpfliche Wirklichkeit hingelenkt wurde, von der uns ja zuletzt doch alle Lebensfülle, alle Seelenbereicherung zuströmen muß. —

Zuletzt kamen wir auch an meinen verlassenen Hausbau.

„Wem gehört dies?"

„Mir."

„Wann wird das Haus fertig?"

„Ich weiß nicht."

„Wenn's erst fertig ist, darf ich dich dann mal besuchen?"

„O ja, bitte."

Als wir unseren Rundgang beendet hatten, wurde ich mit freundlichem Dank entlassen. Sobald ich allein war, drängte sich mir die Frage auf: „Was nun?" Diesen Tag wie seine Vorgänger zu verträumen und verlungern, war ausgeschlossen. Das gesteigerte Lebensgefühl verlangte Betätigung. „Baue dein Haus!" sagte

eine Stimme in mir. Freudig entschlossen strebte ich dem Bauplatz zu.

Ihr Freunde kennt mich und wißt, daß ich nicht viel Initiative habe. Ich brauche immer wieder einen kleinen Stoß, wenn ich in Bewegung kommen soll. Der, den mir der alte Kutscher gegeben hatte, reichte nicht aus, aber der zweite von ihr, der tat's. Munter regte ich die Hände und überwand spielend eine gewisse Ungeschicklichkeit, die ihnen von Natur eigen ist. Nach Johanns Anweisung nähte ich das Schilf mit Weidenruten an das Lattengerüst. Am Abend waren die vier Wände dicht. Am nächsten Tage kam das Dach an die Reihe. Aufräumungsarbeiten machten in später Nachmittagsstunde den Beschluß. Ich fühlte mich diese beiden Tage recht glücklich, obgleich die Hände von dem vielen Binden zuletzt schmerzten. Dem Jungen, der bislang das Leben nur geträumt und erlitten hatte, war es so neu und wohltuend, nun auch einmal fest zuzugreifen und etwas zu gestalten, etwas zustande zu bringen.

Der Bau war kurz vor dem Abendessen vollendet worden. Nach diesem, das glücklicherweise nicht wieder so lange dauerte als vor zwei Tagen, machte ich heimlich in einer Stubenecke ihr davon Meldung.

„Du, mein Haus ist fertig."

„Freut mich!"

„Dann wolltest du mich ja besuchen."

„Ja."

„Wann kommst du?"

„Vielleicht morgen früh?"

„Ach, bitte, heute abend noch."

„Hat das solche Eile?“

„Ach ja, ich hab' mich so darauf gefreut, abends ist's gerade so schön, bitte.“

„Dann lauf nur, du kleiner Quälgeist, ich komme gleich nach.“

Wie der Wind war ich davon. In einer Rumpelkammer neben dem Pferdestall hatte ich zufällig eine alte Kinderfahne gesehen. Die hieß ich mitgehen, schwenkte sie im Laufen um meinen Kopf und ließ sie dann zur Bewillkommnung von meines Daches Giebel grüßen.

Es währte denn auch nicht lange, so saß ich glückselig auf einem Holzklötzchen, und vor mir auf schwellendem Lager, das ich von dem übriggebliebenen Schilf hergerichtet hatte, ruhte mein lieber Gast. Fenster hatte mein Haus nicht, das Licht fand nur durch die Tür Zutritt. Da ich diese angezogen hatte, so herrschte ein dämmeriges Dunkel, schön erhellt durch das Schimmern ihres Kleides und das warme Leuchten ihrer Augen...

„Fräulein Martha“ hieß sie drüben in dem großen Hause bei den Dienstboten. Onkel und Tante redeten mir gegenüber von „Tante Martha“. Ich hatte noch keine dieser Anreden über die Lippen gebracht. Denn die eine gefiel mir so wenig wie die andere. „Fräulein“ erinnerte zu sehr an die steife Stütze meiner Mutter, die noch keiner von uns hatte lachen sehen. Und „Tante“? Ach nein. Vom Allerweltstantentum hatte ich mich bereits zu emanzipieren begonnen.

Wie sie da in der heimeligen Dämmerung so vor mir lag, raunte es in mir wieder: „... weiß wie Schnee, rot wie Blut...“

„... Weißt du, wer du bist?" fragte ich, die Stimme geheimnisvoll dämpfend.

„Nein."

„Du bist Sneewittchen..."

„Warum?"

„Weil du so... schön bist."

„Ach, Junge!"

„Ja, frag' das Spieglein nur:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

„Ach, Junge!... Wenn ich dann aber durchaus Sneewittchen sein soll, was bist denn du?"

„Hm... Der Königssohn?"

„Du Knirps? Nein, du bist einer von den sieben Zwergen hinter den sieben Bergen, und Sneewittchen ist hier in deinem Häuslein und schläft auf deinem Bettlein."

„Ach so... Ja, das geht auch." —

Durch den Türspalt kam plötzlich eine Welle roten Lichtes in das Häuschen geflutet. „O!" rief Sneewittchen, erhob sich vom Lager, schob die Tür zurück und legte sich in die Öffnung. Ihr Kopf ruhte in den aufgestützten Händen, und ihr weiches Haar war von rubinrotem Licht umflossen. Der Zwerg im Hintergrund machte große Augen. Aber sie rief ihm: „Komm zu mir!" und rückte zur Seite, um Platz für ihn zu schaffen. Er kroch nach vorn und fand zwischen ihr und dem Türpfosten noch gerade genügend Raum. Und seine Augen wurden noch viel, viel größer... Auf

unabsehbaren Kornfeldern lag das gelbe Gold der Reife, und darüber ruhte tiefes, rotes Sonnengold ...

O Zwerg! Du glücklicher Zwerg! ... Du fühlst dich heimlich geborgen im eigenen Heim, dem Werk deiner Hände. Dein kleines Herz puckert links gegen den Türpfosten, und zur Rechten, durch Sternenjäckchen und weißen Tüll, fühlt es ein anderes Herz schlagen. Und die beiden warmen, jungen Herzen klopfen so still und froh gegeneinander an ... Mit einem anderen Augenpaar tun deine Äuglein sich auf, trinken ... trinken, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt ... trinken, du kleiner Zecher, erste Lebensglut ... schauen ... schauen ... aus glücklicher Enge in selige Weiten ... schauen über lichtes Erdengold tief in den goldenen Himmel hinein! —

An diesem Abend ist er nicht mehr hinter allerhand feinen Lichtstrahlen hergekrochen. Denn die ganze Seele war ihm voll von Sonne und Licht ...

Nach diesem Abend waren wir beide für die wenigen Tage, die mir von den Ferien noch blieben, gute Freunde und verlebten manche schöne Stunde miteinander. Über meinen Onkel mußte ich mich aber öfters ärgern. Er bestand darauf, daß meine Freundin täglich mehrere Stunden im Bett oder auf dem Sofa zubrachte. Dadurch wurde manches Unternehmen, das ich plante, gestört. Ich wußte nun ja, daß die Nacht zum Schlafen und Träumen, der Tag aber zum Wachen und Leben da ist. Aber der Onkel schien das noch immer nicht zu wissen.

Zu dem schönsten Vergnügen der letzten Tage unseres

Beisammensein verhalf uns wieder der gute Johann, dem wir ja auch unser Häuschen verdankten. Er erbot sich nämlich eines Tages, uns das Reiten zu lehren.

Im Stall meines Onkels stand außer den beiden Braunen, die er gewöhnlich zu seinen Fahrten über Land gebrauchte, ein wohlgenährter Rotfuchs in Reserve. Im Winter, wenn's viel zu tun gab, mußte er wohl öfter heran. In den Sommermonaten aber hatten die Bauern für den Doktor keine Zeit, und jener erfreute sich guter Tage, die dem Braven, der einen Rittmeister bei Gravelotte getragen hatte, auch wohl zu gönnen waren. Auch Johann, ein Dragoner aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen, hatte viel freie Zeit, und eines Nachmittags machte er uns jenes Anerbieten, mit der Begründung, dem Roten würde einige Bewegung recht heilsam sein. Ich habe den Graukopf aber im Verdacht, daß auch seine alten Augen sich ein wenig in meine Freundin verguckt hatten. Bei dem Gedanken, mein Leben und meine gesunden Knochen einem Pferderücken anvertrauen zu sollen, erschrack ich zunächst. Aber da mein Kamerad sofort lebhaft darauf einging, wollte ich mich natürlich nicht zurückziehen, und als der Unterricht begann, nahm ich denn auch allen Mut, alle Geschicklichkeit und Grazie zusammen, um vor meiner Dame nicht gar zu sehr als Ritter von der traurigen Gestalt zu erscheinen. Und bald gewann ich auch Geschmack an diesem ritterlichen Vergnügen.

Als wir auf dem Gaul uns leidlich sicher fühlten, fragte eines Tages meine Dame unseren Reitmeister, ob sie wohl einmal einen Ritt über Land machen könne.

„Allein?“ fragte Johann bedenklich. „Das taten dem Herrn Major seine Damens, wo ich Bursche bei war, nie. Soll ich Herrn Doktor fragen, ob ich auf dem braunen Handpferd mitreiten darf?“

„Danke“ sagte sie, „Onkel könnte dadurch in Verlegenheit kommen. Ich setze den jungen Herrn da vor mich auf den Fuchs, dann wird's schon gehen.“

Der brave Reitmeister machte ein betrübtes Gesicht, der junge Herr ein sehr vergnügtes. Sogleich wurde die Probe gemacht, wie der Fuchs sich zu der doppelten Besetzung seines Rückens stellen würde. Er ließ sie sich gern gefallen. Es war kein übles Schattenbild, das die Sonne da auf den grünen Hofrasen warf. Voran der ehrliche Kopf des guten Tieres, ein wenig gesenkt, wie in „Lang, lang ist's her“-Stimmung. Dann ein wenig höher in aufrecht stolzer Haltung Kopf und Brust des Knappen; hinter ihm, das Ganze überragend und krönend, die schlanke, anmutige Mädchengestalt, mit dem keck aufgesetzten Strohhut an ein zur Reiherbeize ausreitendes Ritterfräulein erinnernd; endlich noch wieder ein Stück Rotfuchs, in einen langen, seit Gravelotte wohl nicht geschorenen Schweif endigend, der beständig auf der Fliegen- und Bremsenjagd ist.

Am anderen Morgen gegen sieben Uhr ging's zum Hoftor hinaus.

Die Begegnenden lächelten wohl zuerst über den wunderlichen Aufzug. Aber der Knappe bemerkte recht gut, wie dies Lächeln in größerer Nähe einem stillen, frohen Staunen wich. Denn nun sahen die Leute nicht mehr den Gaul und nicht mehr den Knappen, sondern

nur noch die liebliche Bekrönung der Gruppe. Und der Knappe sah mit Vergnügen in den Gesichtern den Widerschein der Schönheit seiner Dame, an deren unmittelbarem Anblick er sich diesen Morgen ja nicht so bequem erfreuen konnte.

Ich habe noch gar keinen Versuch gemacht, diese Schönheit zu schildern. Soll ich das jetzt nachholen? Ach nein, ich habe zu solchem Steckbriefschreiben nicht die geringste Begabung. An einem so schönen Menschenbilde beschreibend herumzutappen und zu -tasten, erscheint mir dazu auch wenig ehrerbietig. Mein Gedächtnis hat ihre äußere Erscheinung auch wohl nicht treu genug aufbewahrt, daß ich so etwas wagen könnte. Mein Erinnerungsbild ist nämlich nicht durch eine Photographie stereotypiert worden und deshalb immer fließend geblieben. Manches schöne, liebe Gesicht, das mir später auf den Wegen meines Lebns oder in den Gärten der Kunst begegnet ist, hat an ihm mitgearbeitet... Auch meine Elisabeth mag den einen oder anderen Zug zu ihm hergeliehen haben... Aber auch dieses so mannigfach veränderte Bild würde gewiß, wo immer ich es beschreibend zu fassen versuchte, zurückweichen. Also lassen wir das...

Will ich die Schönheit und Lieblichkeit meiner Herzensheiligen empfinden, so tun mir noch immer die schlichten Märchenworte den besten Dienst: „weiß wie Schnee... rot wie Blut." Es ist wunderbar, wie die Seele manchmal die schlichtesten, an sich so wenig sagenden Worte mit Inhalt erfüllen und durchseelen kann. Mit ihnen kommt mir die liebste Gestalt der

holden, bunten Märchenwelt herauf und zugleich, strahlend wie ein Maimorgen, leuchtend wie ein Sommerabend die andere Gestalt, die an der Tür der sich der jungen Seele erschließenden Wirklichkeit stand, sie zum Eintreten einlud und sie die ersten Schritte führte; sie, deren heitere Kindlichkeit das altkluge Bürschchen erst zum Kinde machte und deren lieblichste Jungfräulichkeit und holdeste Fraulichkeit zugleich die tastende junge Seele ein klein wenig ahnen ließ von künftigen Lebenswundern und -wonnen, gerade so viel als sie gebrauchte, um ihren Weg zu finden...

Wir reiten durch Wiesen, die von Millionen Taudiamanten glitzern. Ihre Stimme hat oft etwas vom Klang der Abendglocke. Aber heute ist sie ein mutwillig bimmelndes Morgenglöckchen, und das läutet dem Lauscher, dessen Ohr so nahe es klingt, Wonne und Entzücken ins Herz hinein. Bald rechts, bald links erscheint ihre schmale, weiße Hand, ihm etwas Schönes zu zeigen. Himmel, wie blau — Wiese, wie grün — Junge, wie glücklich bist du heut'! Warum guckst du dich immer wieder um? Ach, das Schönste liegt doch nicht in grünen und blauen Fernen, liegt ganz nahe, in holder Augen Sternen...

Der Weg beginnt zu steigen. Das helle Wiesengrün, das ihn begleitet hat, übergibt jetzt hohen, ernsten Waldbäumen das Geleite. Ein paar letzte Klänge des Morgenglöckchens noch, dann ist's verstummt. Und sein Echo natürlich auch. Balsamische Kühle, lichtdurchsprühter Schatten, raunende Stille... Langes Schweigen...

Endlich Lichtung, steiler Abfall des Geländes, ein

blinkendes Flüßchen in grünem Wiesental, Silberkäfer, schimmernde Libellen — alles wie heut', alles wie hier...

Wir sitzen ab, binden unsern Rotfuchs auf der Höhe an, steigen zum Fluß hinunter und legen uns in den warmen Ufersand.

Wie wir da traulich beieinanderlagen, von Wasser-, Wiesen- und Waldatem umhaucht — dieses Bild blitzte in mir neulich hier zuerst auf, und es hat von allen Erinnerungsbildern jener Tage am meisten Glanz und Farbe...

Warum wohl?

Weil jene Rast am Fluß eine der tiefglücklichsten Stunden meines Lebens war.

Ja, mir war ganz paradiesisch wohl, als wie fünfhundert Waldvögelein. Eine nie gekannte, nie geahnte Lebensinbrunst war in mir.

Solche Stunde mag wohl ihr Bild unauslöschlich in Psychens Flügel einprägen.

Solche Stunde taucht nicht in dem grauen Meer unserer Alltage unter, sondern bleibt über ihm als selige Insel ragen, und das schnelle Segelschiff Erinnerung eilt immer wieder gern zu ihren Gestaden.

Oder sollte es einen anderen Grund haben?

Weil damals plötzlich in den bis zum Rand mit Freudenwein gefüllten Becher ein bitterer Wermutstropfen fiel?

Weil zum erstenmal in der Seele des Kindes die größten Gegensätze, zwischen die unser Dasein eingespannt ist, hart aufeinanderstießen?

Lange hatte ich das Glück der Stunde in tiefbewegter Seele still genossen.

Da hörte ich plötzlich an meiner Seite ein halbunterdrücktes Schluchzen.

Ich blickte erschrocken hin.

Und sah die schönsten Augen voller Tränen.

„Warum weinst du?"

Sie schwieg.

Ich rückte ihr näher und legte meinen Arm brüderlich vertraulich um sie.

„Warum weinst du? Sag' es mir doch."

Und zuletzt habe ich eine Antwort erhalten.

Ihren Wortlaut weiß ich nicht mehr, und es widerstrebt mir, an dieser Stelle von der dichterischen Freiheit, die ich mir ausbedungen und ziemlich reichlich benutzt habe, Gebrauch zu machen. Aber ich weiß, sie enthielt das Wort: Sterben ...

Der herrliche Hochsommertag sang mit Farben und Tönen ringsum das hohe Lied des Lebens. Die erwachende junge Menschenseele bemühte sich eben, es leise mitzusummen. Da plötzlich fiel mitten hinein schrill, hart, eisig kalt, ein fremder Ton und ließ sie verstummen und erschauern. — — —

Aber das Leben ist stärker als der Tod, und dieser behielt auch in jener Stunde nicht das letzte Wort. Es schimmerte plötzlich ein Licht durch die Tränen, und schnell wurden sie getrocknet. Und nun leuchteten die schönen Augen heller und wärmer denn je. Auf dem ganzen Wesen des lieben Mädchens lag ein stiller Glanz, eine ruhige Heiterkeit. Die neckische Munterkeit

vom Morgen kehrte nicht wieder. Aber was an ihre Stelle getreten war, war etwas viel Größeres, viel Schöneres.

Ich empfand über diese Wandlung eine tiefe, andächtige Freude. Aber erklären konnte ich sie mir nicht, und mochte auch nicht fragen. Ich bin immer froh gewesen, wenn mir etwas blieb, was ich nicht zu „erforschen" brauchte, sondern „ruhig verehren" durfte, bis vielleicht reifere Lebenserfahrung tieferen Einblick schenkte. So glaube ich, daß ich heute wohl ahne, was mir damals ein Geheimnis blieb. Denn ich weiß jetzt, daß eine Seele fähig werden kann, alle Dinge, a l l e, auch die Lebenshemmungen, auch den Tod, in den Dienst ihrer Bereicherung und Vertiefung, in den Dienst der Durchseelung des Lebens zu zwingen.

Dieser schönste unserer Sommertage war zugleich auch der letzte. Am Tage darauf holte meine Mutter mich ab.

Daheim wurde zur Freude der guten Eltern festgestellt, daß ich bei Onkel und Tante Doktor vier Pfund zugenommen hatte. Als ich auf die Wage trat, war es mir eigentlich, als müßte es viel mehr sein. Aber dieses grobe Instrument, auf dem gewöhnlich Mehlsäcke gewogen wurden, konnte ja nur feststellen, was aus den Fleischtöpfen der Tante stammte; nicht, was aus einer anderen Seele in die junge Seele übergeströmt war, nicht die Flügel, die ihr gewachsen waren, nicht das gesteigerte Lebensgefühl. Ein klein wenig mögen in den nächsten Zeugnissen meine Lehrer davon festgestellt haben. Vielleicht auch nicht. Denn wir Schul-

meister sehen ja meistens auch nur, was vor Augen ist. Das Beste und Zukunftsvollste in unseren Schülern bleibt uns oft genug verborgen... Auf die Frage: „Was willst du werden?“ habe ich als Kind immer antworten müssen: „Das weiß ich nicht.“ Früher, weil mich Träumer die Zukunft nicht kümmerte; jetzt, weil ich mir sagte: Wenn es ein so großes und herrliches Ding ist ums Leben, wie jene Tage es haben ahnen lassen, so muß einer gut aufpassen, daß er eine Tür findet, die recht tief in seinen Reichtum hineinführt.

Ich habe meine liebe, holde Heilige nicht wieder gesehen. Geschrieben haben wir uns auch nicht. Für einen ordentlichen Briefwechsel war ich noch zu dumm, und die Ansichtskarten waren noch nicht erfunden. Nach etwa drei Jahren hörte ich zufällig, daß sie vor einem Jahre gestorben wäre an einer Krankheit, die schon mehrere Glieder ihrer Familie dahingerafft hatte. Ich erinnere mich nicht, daß diese Nachricht, von dem ersten Schreck abgesehen, mir sonderlich tief gegangen wäre. Kinder leben der Stunde. Ich hatte inzwischen gute Kameraden gefunden und war so leidlich noch ein Junge geworden. In dem Vorwärts jener Jahre ist für ein Rückwärtsschauen nicht viel Zeit. Erst im reiferen Alter, wenn der Mensch still sinnend auf seinen Weg zurückblickt, kommt ihm eine Ahnung, was dieser oder jener, der ein Stück mit ihm gewandert ist, für ihn bedeutet hat. Und da kann ich nur mit tiefer, dankbarer, wehmütiger Freude des lieben, schönen, früh vollendeten Mädchens gedenken, das ein paar Sommertage mit mir gespielt hat...

Von „Mutter“ Brigitte hat uns der Freund gestern erzählt. Es gibt Kindesverhältnisse und Stammbäume, die weist kein Geburtsregister und Kirchenbuch nach. Denn nicht nur durch das Blut setzt das Leben Ring um Ring an — Got sei Dank! Wenn ich in dem Stammbaum meiner Seele lese, rechne ich die jungfräulich Dahingeschiedene, von der ich heute erzählt habe, dankbar zu ihren „Müttern“. Meine „Herzensheilige“ habe ich sie bislang nicht genannt. Aber mit Freuden nehme ich diesen Namen für sie an. Ich freue mich, daß wir dieses schöne, beseelte Wort gefunden haben. Oft wird einem etwas noch werter und vertrauter, wenn man erst den rechten Namen dafür hat ...

Es geht gegen Abend. Nicht lange mehr wird's dauern, so fließt die silberne Werle in goldenen Strömen. Es könnte wohl ein Abend werden wie damals vor dem Schilfhäuschen. Mir ist, jetzt sollte ich erst anfangen zu erzählen, und dann so in die Dämmerung hinein, und als würde es mir dann besser gelingen ... Der Fuchs fängt an zu brauen. Rotes Abendgold, durch silberweiße Wiesennebel leuchtend, das müßte schön sein ... Aber wir können doch wohl nicht so lange warten. Es weht kühl aus dem Tal herüber ... Komm, Elisabeth ... deine Hand ...

Das bürgermeisterliche Ehepaar war mit dem Auskleiden fast fertig und im Begriff, ins Bett zu steigen.

„Weißt du schon, was du zum besten geben willst?"

„Längst."

„Darf man wissen?"

„Nein. Deine kritischen Bemerkungen würden mich befangen machen."

„Denn nicht."

„Jedenfalls wird meine Geschichte auf einen anderen Ton gestimmt sein, als die von heute nachmittag."

„Das glaube ich."

„Diese Sneewittchengeschichte war mir etwas reichlich in Moll."

„Dir liegt Dur freilich besser. Mach's nur nicht zu schlimm!"

„Laß mich nur!"

„Ich bin von der unvernünftigen Tour hundemüde."

„Dann schlaf wohl!"

„Gute Nacht!" —

Frau Klara hatte keine gute Nacht. Wenn ihr das, was sie erzählen wollte, in den Hauptzügen auch feststand, so kamen in der stillen Kammer nun doch allerhand Gedanken, welche die morgen sich bietende günstige Gelegenheit, ungestört und ohne Widerspruch an den Mann gebracht zu werden, benutzen wollten und gleich

jetzt ein passendes Gewand heischten, in dem sie sich sehen lassen könnten.

Später wollte sie solchen ungebetenen Gästen die Tür verschließen. Aber der einzige willkommene und gewünschte Gast, der Schlaf, wollte nicht kommen.

Sie legte sich an der Düne von Westerland in einen Strandkorb, ließ sich vom Meer umrauschen und sah dem ewig gleichen Spiel der Wellen zu, die heranrollten, sich schäumend brachen und im Sande verebbten. Aber leider warfen sie auch manchen Gedanken mit an den Strand.

Sie legte sich in ein wogendes, rauschendes Kornfeld und versuchte, die sich verwirrenden Halme zu zählen. Aber allerhand bunte Blumen nickten störend und ablenkend dazwischen.

Dazu schlief ihr Gatte nicht ganz geräuschlos. Das Erbostwerden darüber munterte die Lebensgeister auch immer wieder auf.

Zuletzt ließ sie eine große graue Heidschnuckenherde über den Stock springen, hopp hopp hopp hopp hopp, ein Tier so schnell hinter dem anderen her, daß Gedanken nicht dazwischen kommen konnten.

Dabei schlief sie wirklich ein. Aber zum Schlaf gesellte sich der Traum, und in diesem sprangen die grauen Heidschnucken und die bunten Gedanken immer närrisch durcheinander.

Am nächsten Vormittag arbeitete sie unter der Eiche, wo der Extrakaffee zu dampfen pflegte, mit zwei Stiften abwechselnd. Mit einem Migränestift an ihren Schläfen, und mit einem Bleistift auf einem Blatt Papier.

„Du wirst bei diesem Schützenfest sicher den Vogel abschießen," spottete gutmütig lächelnd der Gatte, der ihr gegenübersaß und seine Morgenzigarre rauchte.

„Bitte, Kurt, störe mich nicht," sagte sie mit nervöser Abspannung im Gesicht.

Da am Tage vorher der Professor den Ort für sein Erzählen selbst bestimmt hatte, so nahm sie dasselbe als Recht für sich in Anspruch. Sie führte die Freunde aber nur zehn Minuten weit in den nächsten Wald, wo sie unter Tannen mittleren Alters haltmachen ließ. Man sah nichts als auf dem Boden dürre Nadeln und zwischen den Stämmen trockenes Gezweige.

„Wir könnten am Ende auch ein netteres Plätzchen finden," meinte jemand.

„Tut mir leid," erklärte sie, „ich brauche nun einmal für meine Erzählung ein nüchternes Milieu. Der Erdboden hier ist trocken, und Schatten haben wir auch. Und ich bin von gestern noch müde."

Während die anderen sich an der Erde lagerten, nahm sie selbst auf einem mitgebrachten Klappstuhl Platz. Sie wußte, daß sie liegend beim Erzählen keine gute Figur machen würde. Auch erhoffte sie von dieser Erhöhung über die Zuhörer ein gewisses Gefühl der Überlegenheit und Sicherheit. Den Stuhl hatte sie so gesetzt, daß sie ihre beiden Hauptwidersacher, ihren Gatten und den Doktor, die ihr so oft in die Parade fuhren, im Auge hatte. Im Boden neben ihr stak ihr Sonnenschirm. Sein Griff bestand aus einem geschnitzten Löwenkopf, der sehr ingrimmig dreinsah und gegen die Zuhörer die Zähne fletschte.

Daß man auf einer halbstündigen Vorlesung aus Richters Lebenserinnerungen bestand, ließ sie mit Seufzen über sich ergehen. Ein sich anschließendes Gespräch spannte ihre Ungeduld noch mehr. Endlich, endlich war der ersehnte Augenblick gekommen.

Henrik Ibsen sagt einmal, Dichten heiße: Gerichtstag halten über sein eigenes Ich. Ich bin leider kein Dichter, wie es mein verehrter Vorredner von gestern ist. Sie brauchen den Kopf nicht zu schütteln, lieber Professor. Daß der Kuß einer freundlichen und sanften Muse Ihre Stirn leicht berührt hat, können Sie nicht leugnen. Wie gesagt, an meiner Wiege hat sich aus der Familie keine sehen lassen. Ich kann mir also die Dinge nicht hübsch zurichten und poetisch verklären. Ich muß das Leben nehmen, wie das Leben eben ist. Und wo es grausam und sinnlos erscheint, da kann ich's auch nicht ändern. Trotzdem, wenn ich nun heute zu unserer interessanten Unterhaltung mein bescheiden Teil beisteuere, so stehe ich durchaus unter dem Eindruck, es wird darauf hinauskommen: Gerichtstag zu halten über mein eigenes Ich. Das ist nicht gerade angenehm, aber doch heilsam und für jeden bewußt lebenden Menschen von Zeit zu Zeit notwendig. Wenn ich dieses Selbstgericht nun nicht im Kämmerlein abhalte, wohin es ja eigentlich gehört, sondern hier vor Ihnen, so können Sie daran ermessen, wie sehr ich unseren Freundeskreis in diesen Wochen schätzen gelernt habe. Man findet hier nicht nur Verständnis, sondern, was fast noch wichtiger ist, auch einmal offenen und ehrlichen

Widerspruch, und „der Kampf ist der Vater aller Dinge." Das hat schon Heraklit gewußt.

In meinem Hause verkehrte vor Jahren viel ein junger Referendar, der ein ausgezeichneter Couplet-sänger war. Sein Hauptschlager hatte den stets wiederkehrenden Refrain: „'s ist alles nur Komödie in der Welt." Der Humor von der Geschichte war aber, daß es mit dem Sänger selbst, als er sich einmal verliebte, hart an der Tragik herging. Es ist eben doch nicht alles Komödie in der Welt. Aber vieles! Sehr vieles sogar! Und gerade in der sogenannten „guten Gesellschaft" wird unglaublich viel Komödie gespielt. Das kann ich behaupten als eine, die lange mitgespielt hat.

Ich stamme vom Lande, aus hochkonservativen Kreisen. Meine Familie war ursprünglich adelig. Irgendein Vorfahr hat den Adel aus irgendwelchen Gründen abgelegt. Ein Onkel von mir war vortragender Rat im Ministerium Mühler, das bekanntlich sehr reaktionäre Tendenzen hatte. Ein anderer naher Verwandter bezeichnete sich selbst mit Stolz als ultrakonservativ und ultraorthodox.

Während eines Winters in Berlin lernte ich meinen Mann kennen. Er war damals Assessor beim Kammergericht, bekam aber bald darauf eine Amtsrichterstelle, und wir mußten in einem Landstädtchen unser Nest bauen.

Mein Mann huldigte freiheitlicheren politischen Anschauungen, und da er — ich sage heute, mit Recht — meine Bildung und Entwicklung noch nicht für abge-

schlossen hielt, so suchte er mich in seinem Sinn zu beeinflussen. Aber er stieß damit bei mir auf entschiedensten Widerstand. Ich kann es nicht gut vermeiden, diese Interna aus unserem ehelichen Leben hier in unserem Freundeskreise kurz zu berühren. Und zwar widerstand ich ihm aus Prinzip. Kurz vor der Hochzeit hatte ich nämlich einen Roman gelesen, der einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Zwei Menschen, die beide das Beste wollten, beides innerliche Naturen, wollten in der Ehe restlos ineinander aufgehen und — wurden tiefunglücklich. Da nahm ich mir vor, in meiner Ehe um jeden Preis mich selbst, meine Eigenart — durch deren Aufopferung waren jene Romaneheleute eben so unglücklich geworden — zu behaupten. Nun war ich aber durchaus als eine der üblichen höheren Landtöchter erzogen, erst durch eine Gouvernante im Hause, dann in einer Pension der französischen Schweiz. Dazu war ich, als ich unter die Haube kam, noch recht jung. Es fehlte mir also wohl noch etwas an wirklicher Eigenart, die es wert gewesen wäre, daß ich sie, wie ein Römer seine Freiheit, verteidigte. In Ermangelung einer solchen verteidigte ich mit Eifer die politischen Anschauungen meines Elternhauses, soweit ich sie kannte — und das war natürlich nicht viel — und mit Gründen so gut oder so schlecht, wie sie einer kaum dem Backfischalter entwachsenen jungen Frau zu Gebote stehen. Die Bestrebungen unserer Zeit, die auf eine tiefere und gründlichere Bildung der weiblichen Jugend abzielen, sind außerordentlich erfreulich, und seit wir Frauen endlich anfangen, aufzuwachen, und den Trieb ver-

spüren, etwas mehr zu werden, als ein Spielzeug für die Männer ...

— „Zur Sache! Zur Verhandlung stehen die Herzensheiligen!" rief der Bürgermeister. —

Du hast nicht das Recht, mich zur Ordnung zu rufen. Der Rahmen gehört mit zum Bilde, und wie breit ich ihn nehmen will, das ist meine Sache. Heilige müssen, ebenso wie Helden und auch wie jeder Alltagsmensch, aus ihrem Milieu begriffen werden. Und da ich von einem Heiligen meines Herzens erzählen soll, so bin ich recht eigentlich das Milieu, und kann es gar nicht vermeiden, von mir zu sprechen.

Also, wir waren Amtsrichter in einem Landstädtchen. Dort paßte ich mit meinen patriarchalischen Anschauungen ganz gut hin. Denn die tonangebende Gesellschaft war nur klein. Sie bestand aus fünf oder sechs Familien, und die Damen, die zu ihr gehörten, waren so ungefähr mit mir auf den gleichen Ton gestimmt. Das stärkte mir im Kampf für meine Überzeugung sehr den Rücken, riß meinen Mann aber zu wenig achtungsvollen Äußerungen über unser Geschlecht hin, soweit es dort vertreten war. Ich habe sie ihm damals sehr verargt, kann ihn aber jetzt, nachdem ich sehend geworden bin, verstehen und entschuldigen.

Mein Mann fühlte sich mehr zur Verwaltung hingezogen. Für die staatliche Verwaltungskarriere war es inzwischen leider zu spät geworden, obgleich meine Familie gute Beziehungen besaß. Es konnte also nur die kommunale in Betracht kommen. Und nach mehrfachen fehlgeschlagenen Versuchen glückte es ihm endlich,

in der Stadt, in der wir noch heute wirken, zum Bürgermeister gewählt zu werden. Er schlug eine ansehnliche Zahl anerkannt tüchtiger Mitbewerber aus dem Felde.

Mit der Übersiedelung in die größeren Verhältnisse erweiterte sich auch mein Kreis. Ich beschloß, meine Anschauungen auch fortan praktisch zu vertreten, und zwar auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege, die ja so recht das Ressort von uns Frauen ist. Nun gab es in unserer Stadt aber schon eine ansehnliche Zahl von Vereinen, die sich mit Wohltätigkeit befaßten. Einer kochte unter dem Vorsitz der Superintendentin Krankensuppen, ein anderer, unter dem Kommando einer Generalswitwe, gab einsamen Frauen Näharbeit, ein dritter nähte selbst, was das Zeug halten wollte, für Heidenkinder, ein vierter, unter der Ägide der Medizinalrätin, nahm sich armer Wöchnerinnen an, und so weiter. Zu allen diesen gemeinnützigen Vereinen fühlte ich mich nicht recht hingezogen. Ich will auch ehrlich gestehen, warum nicht. Der Vorgänger meines Mannes war Hagestolz gewesen. So war in den Vereinsvorständen für die erste offizielle Dame kein Platz reserviert, und bei der Stellung meines Mannes und bei meinem Drang nach wirklicher Betätigung wollte ich natürlich nicht gern überall das vierte Rad am Wagen sein.

— „Du meinst das fünfte, Klara.“

„Nein, das vierte.“

„Nein, das fünfte.“

„Aber bester Mann, was willst du nur? Der Wagen hat doch nur vier Räder.“

„Und deshalb ist das vierte noch sehr notwendig, und erst das fünfte überflüssig."

„Ach soo ... Pardon. Ich hatte mich versprochen, natürlich das fünfte! Wo war ich doch stehengeblieben?"

„Du wolltest nicht überall das fünfte Rad am Wagen sein." —

Richtig. Nein, das wollte ich nicht. Also ich beschloß, einen neuen Verein zu gründen.

Aber was für einen?

Ich erinnerte mich, wie nett daheim die weihnachtlichen Bescherungen für unsere Dienerschaft und die Tagelöhnerfamilien immer gewesen waren, mit welch angenehmen Gefühlen man als Tochter des Herrenhauses zwischen den Tischen herumgegangen war, schwielige Hände gedrückt, glückliche Gesichter gesehen und sich als Mensch unter Menschen gefühlt hatte. Ich gründete also einen „Verein für Weihnachtsbescherung verschämter Armer."

Mit Feuereifer stürzte ich mich in die Arbeit. Ich lief mich müde, Mitglieder zu werben, Gelder zu sammeln, billige Einkäufe zu machen, Kaufleuten alte Ladenhüter abzujagen, und hatte auch schöne Erfolge. Alles dies nahm mit Komiteesitzungen und Generalversammlungen und ähnlichem so viel Zeit in Anspruch, daß es meinem Manne oft zu viel wurde. Manchen kräftigen Segen hat er damals über meinen jungen Verein gesprochen. Heute kann ich dies verstehen; denn alle Frauenbewegung und erweiterte Frauentätigkeit darf nichts daran ändern, daß die Gattin und Mutter in erster Linie dem Hause und den

Ihrigen gehört. Aber damals ließ ich mir in meinem Vereinseifer nicht dreinreden. Ein jeder will sich eben erst selbst die Hörner abstoßen.

Nachdem der Herr Superintendent die verschämten Armen geliefert, sich auch in liebenswürdiger Weise hatte bereit finden lassen, der Feier die religiöse Weihe zu geben, hatte der junge Verein am vierten Advent seinen großen Tag.

In einem gemieteten Tanzsaal waren in Hufeisenform aufgestellte Tische mit Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Spielsachen, Pfefferkuchen und Traktätchen reich bedeckt. Ein großer Christbaum sollte das Ganze festlich bestrahlen. An der Tür stand ich, wie zu Hause die Mutter, als Präsidentin und begrüßte die eintretenden Weiblein und Kinder — auf diese hatte unsere Einladung sich beschränkt — durch Händedruck. Ich hatte die beste Absicht, in diesen viel Herzlichkeit zu legen, muß aber bezweifeln, ob mir das in allen Fällen gelungen ist. Denn von Kind an habe ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen feuchtkalte Hände gehabt, und bei jeder neuen Hand, die sich mir entgegenstreckte, fürchtete ich, eine dieser Art zu fassen, erwischte ihrer auch nicht wenige. Was meinen Handschlag passiert hatte, wurde von den übrigen Vorstandsdamen in das Hufeisen der noch mit Zeitungen bedeckten Tische geführt. Denn der Bescherung sollte natürlich die Erbauung voraufgehen.

Als wir endlich unsere Herde in der Hürde hatten, nahm diese ihren Anfang. Der alte Geistliche, eine ungemein dekorative Erscheinung, ging von allgemeinen

Weihnachtsgedanken aus, pries dann die hochherzige Milde edler Menschenfreunde, die es sich nicht nehmen lassen wollten, zum Fest der Liebe auch den Armen und Elenden Liebe zu erweisen und Freude zu bereiten, und vergaß endlich auch nicht, diese zur Dankbarkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit zu ermahnen. Ich studierte inzwischen die Gesichter. Daß diese nicht gerade Verkörperungen andächtiger Versunkenheit waren, davon will ich nicht reden. Leider vermißte ich aber vielfach auch gerade jene Verschämtheit, die an diesem Abend doch belohnt werden sollte.

Nach der Ansprache und einem passenden Liedervers hoben sich die Hüllen, und wir führten die Objekte unserer Wohltätigkeit an ihre Plätze und gaben ihnen Gelegenheit, ihre Geschenke, indem wir sie ausbreiteten und ins rechte Licht setzten, gebührend zu bewundern. Einige alte Weiber taten dies mit außerordentlicher Zungenfertigkeit und Überschwenglichkeit, wobei von der gewünschten Verschämtheit leider auch nicht viel zu spüren war. Andere verhielten sich mehr schweigend; aber ihr Gesichtsausdruck konnte vielfach auch eher auf mürrische Unzufriedenheit als auf etwas anderes gedeutet werden.

Nur eine blaß aussehende jüngere Frau, die mit zwei Kindern gekommen war, schien sich wirklich zu schämen. Man sah ihr an, daß sie sich in unserem Verein nicht wohlfühlte. Als ich zu ihr trat und sie anredete, errötete sie und gab auf meine Fragen nur zögernd und gequält die nötigsten Antworten.

Während ich noch bei ihr stand und mich nach ihren

Verhältnissen erkundigte, sah ich sie plötzlich aufs neue erblassen und mit großen, angstvollen Augen nach der Tür starren. Ich wandte mich um und entdeckte in derselben einen Mann, der sich offenbar in großer Erregung befand und mit krankhaft glühenden Augen die Versammlung absuchte. Als er uns entdeckt hatte, kam er mit schweren Schritten durch den Saal auf uns zugegangen, warf mir einen flammenden Blick zu, riß der blassen Frau den Korb, in den sie ihre Bescherung zu packen begonnen hate, unsanft aus der Hand und goß den Inhalt auf den Tisch. Alles, ohne auch nur *ein* Wort zu sagen. Auch den Kindern entriß er ihre Spielsachen, ergriff sie bei den Händen und zog sie mit sich fort. Das arme Weib schwankte zitternd und willenlos hinterdrein, nachdem sie mir noch einen stummen Leidensblick zugeworfen hatte, der mir durch die Seele ging.

Ich war so konsterniert, daß ich an mein Recht, dem unverschämten Eindringling die Tür zu weisen, erst dachte, als er mit den unglücklichen Opfern schon von selbst durch sie verschwunden war.

Wie ich ihnen noch nachsehe, vor Empörung sprachlos, drängt sich eine unterwürfige Alte an mich heran und erzählt mir mit Entrüstung, der Mann wäre ein stolzer, gottloser Sozialdemokrat, indes ihre Augen zwischen mir, den herrenlos gewordenen Sachen und ihrem noch nicht ganz gefüllten Waschkorb hin und her gehen. Ich lege ein Stück hinein, aber in demselben Augenblick sehe ich mich von giftig gelben Gesichtern umringt, die uns beobachtet haben, und ein Weib

schreit mir gellend zu, was für eine schlimme die Alte wäre; sie hätte schon wegen Diebstahl gesessen und wer weiß was noch für Schandtaten auf dem Gewissen. Die aber blieb ihren Verklägerinnen auch nichts schuldig, andere mischten sich ein, und ich stand ratlos mitten in dem Gekeife dieser Weiber, die einander schonungslos ihre Sünden vorhielten und sich dabei um die herrenlosen Sachen rissen.

Endlich erschien der alte Geistliche mit seinem ewigen Lächeln, das der Einfachheit halber, um nicht immer aus der Seele wiedergeboren werden zu müssen, auf dem Gesicht stehen geblieben war, als Friedensengel, und ihm gelang es schnell, die Ruhe wiederherzustellen, da der Raub bereits in den verschiedenen Körben verschwunden war. Die das meiste erwischt hatten, machten gegen ihren Hirten das frommste und ergebenste Gesicht.

Das war das Debut meines „Vereins für Weihnachtsbescherung verschämter Armer"!

Ein von mir beabsichtigter stimmungsvoller Bericht über die Feier, der an das Lokalblatt geschickt werden sollte, blieb ungeschrieben. Sogar die Freude an der häuslichen Weihnachtsfeier war mir durch diese häßlichen Szenen zum Teil verdorben. Zum Glück erfuhr mein Mann nichts von meinem Fiasko. Ich hätte mir sonst vor seinem Spott nicht helfen können. Heute gestehe ich gern, daß ich diese bitteren Erfahrungen redlich verdient hatte. Es war doch in meinem ganzen Vereinseifer viel Komödie, und die Not unserer Mitmenschen soll uns zum Komödienspielen doch eigentlich zu heilig sein.

Ich war herzlich froh, daß mein Verein nun erst ein-

mal lange Ferien machen konnte. Wenn es an mir gelegen hätte, hätte er auch gern in ewigen Schlaf versinken dürfen. Aber es waren unglücklicherweise einige Mark Überschuß in der Kasse geblieben, und von Michaelis an purrte die Säckelmeisterin, ein altes Fräulein, das zugleich Mitglied des Vorstandes war, so lange, bis ich zur Eröffnung der neuen Kampagne eine Vorstandssitzung berief.

In dieser wurde unter anderen Vorschlägen, die Zwecke des Vereins noch besser als bisher zu fördern, von einer Seite auch der Gedanke angeregt, man sollte den jungen Hilfsprediger, der seit einem halben Jahre in der Stadt wirkte, für die Sache interessieren. Aber die Mehrheit war der Meinung, man dürfe den alten Herrn, der es neben der jungen, frischen Kraft ohnehin schwer genug habe, nicht übergehen.

Ich begab mich also wieder zum Superintendenten und bat ihn um seine Mitwirkung. Er lehnte jedoch wegen seines hohen Alters ab und versprach mir seinen Hilfsprediger zu schicken, mit dem ich dann das Weitere beraten möge.

Bei diesem jungen Manne muß ich einen Augenblick verweilen. Er beschäftigte nämlich in jenem Winter die Gesellschaft unserer Stadt sehr. Daß er kein gutes Organ hatte und daß er die Formen nicht sicher beherrschte, darüber war man sich einig. Im übrigen gingen die Urteile über ihn aber sehr weit auseinander. Manche meinten, er verspräche, ein zweiter Luther zu werden. Die Kreise des Missionsnähvereins waren nicht ganz sicher, ob er auf dem richtigen Standpunkt stände.

Noch andere prophezeiten, er würde einmal bei den Roten enden. Aber er hatte stets eine volle Kirche. Schon um mitreden zu können, gingen viele zu ihm. Sogar die Männerwelt zog er stark an, und auch mein Mann griff, wenn sein Name auf dem Kirchenzettel stand, häufig zum Zylinder. Durch die dunklen Hallen unserer ehrwürdigen, alten Stadtkirche wehte einmal etwas frischere Luft. Darum hatte denn auch ein hohes Königliches Konsistorium bald ein Einsehen und versetzte ihn auf ein abgelegenes kleines Dorf.

Also diesen jungen Mann empfing ich eines Tages bei mir. Ich hielt ihm einen Vortrag über Geschichte, Zweck und soziale Bedeutung meines Vereins und legte ihm, um seine Jugend zu beraten, zugleich dar, welche Gedanken mir für meine Weihnachtsgemeinde vor anderen nötig und heilsam erschienen. Besonders kam es mir nach den vorjährigen üblen Erfahrungen natürlich auf Bescheidenheit und Verschämtheit an.

Als ich geschlossen hatte, sagte er in wenig verbindlichem Tone: „Frau Bürgermeister, wenn den Leuten durch eine unkluge, sittlich und sozial verwüstend wirkende Wohltäterei die Scham vernichtet wird, kann ich sie nicht wieder hineinpredigen.“

Das war ungezogen und ungehörig von dem jungen Manne, und ich ließ ihn darüber auch nicht im unklaren. Es war aber zugleich herausfordernd und sofort waren wir in einer lebhaften Debatte über die soziale Frage. Das Ergebnis war natürlich das gewöhnliche, nämlich Null. Wir gewannen jedoch voneinander den Eindruck, daß jeder von uns es gut meinte und das Beste wollte,

und als ich die Verhandlungen abbrechen mußte, weil ich von unserer alten Exzellenz, der Präsidentin des Beschäftigungsvereins, zum Kaffee erwartet wurde, beschlossen wir, sie am nächsten Vormittag fortzusetzen; d. h. dann aber nicht so allgemein ins Blaue hineinzureden, sondern ernstlich zu erwägen, wie unser Verein ersprießlicher wirken könnte. Denn das Eingeständnis hatte ich doch gemacht, daß unsere vorjährige Feier mich selbst nicht befriedigt hatte.

Ich rede hier von allerlei Menschen, während der „Herzensheilige“, von dem ich eigentlich erzählen soll, sein Gesicht noch immer nicht zeigen will — inkognito ist er freilich doch schon einmal durch meine Geschichte geschritten. Ich kann nicht dafür. Damit unsere Hausgalerie mit Bildern gefüllt werde, muß es, um mit Ludwig Richter zu reden, zu „lieben Begegnungen“ kommen. Und wie schwer kommt es dazu, wenn es sich um Menschen verschiedener Lebensweise handelt, die gesellschaftlich nicht miteinander verkehren!

Denken Sie einmal darüber nach! Wie leicht sind die Menschen außerhalb unseres Kreises zu zählen, denen wir in tieferem Sinne wirklich einmal „begegnet“ sind! Ist das nicht beschämend?

Nun, auch mein Herzensheiliger gehört nicht zur Gesellschaft, und so hatte ich bis zu ihm einen langen und mühsamen Weg. Und ich kann mir und Ihnen nicht helfen, den muß ich jetzt mit Ihnen noch einmal gehen. Der junge Geistliche aber ist dadurch in meine Geschichte gekommen, daß er mich auf diesen Weg gewiesen hat, wofür ich ihm noch heute dankbar bin.

Am nächsten Vormittag stellte er sich wieder ein. Wie unsere erste Beratung mit einem längeren Vortrag von meiner Seite begonnen hatte, so wurde die zweite von ihm mit einem vielleicht noch längeren eröffnet. Mächtig legte er sich ins Zeug. Er sprach von zwei Welten, die in unserer Stadt nebeneinander existierten, aber durch eine Kluft getrennt wären, und diese Kluft drohe immer tiefer und breiter zu werden. Da gelte es nun, Brücken zu schlagen, die hinüber und herüber führten. Ein solcher Brückenbauer wolle er auch sein. Sein schöner Beruf, der ihn bald in die Prunkräume der Vornehmsten, bald in die Dachkammern der Ärmsten führe, zwinge ihn dazu. Und er suche Helfer dafür und bäte auch mich, Hand mit anzulegen. Solche Brücke werde aber nicht gebaut, wenn man als große Dame einige ramponierte Vertreterinnen jener Welt für ein Stündchen herüberlüde und, nachdem man sich gnädig zu ihnen herabgelassen, mit gefüllten Körben wieder fortschicke. Nicht zwischen prallen Geldsäcken und leeren Körben, sondern von Mensch zu Mensch müßten die Brücken gebaut werden. Und nun schilderte er mir jene Welt, die mir so unbekannt wäre wie das innerste Afrika, redete begeistert von dem echten, tüchtigen, kernhaften Menschentum, das er drüben so oft angetroffen, zeigte mir das, was mich dort fremdartig berühren und abstoßen würde, in milderem Lichte, versuchte, es mich verstehen zu lehren, sprach mit großer Wärme von der Freude und der Lebensbereicherung, die dem zuteil werde, der bisher vielleicht nur für seine Familie und die „Gesellschaft" — in der

Art, wie er dieses Wort aussprach, lag beinah' etwas wie Haß — gelebt habe und sich nun mit seinem Volk, dem „herrlichsten von allen," wiederfinde, und so weiter. Dabei hatten seine Augen einen schwärmerischen Glanz, und die Worte flossen ihm wie ein feuriger Strom von den beredten Lippen.

Mehr als einmal war ich versucht, ihn zu unterbrechen: „Sonderbarer Schwärmer!" Aber ich tat es doch nicht. Warum soll die Jugend nicht das Recht haben, jung zu sein? Warum soll sie nicht immer wieder den schönen Traum träumen dürfen, daß es gerade ihr beschieden sei, die kranke Zeit zu heilen? Die Ernüchterung bringt das Leben früh genug; dazu braucht es die resignierte Weisheit von uns Älteren nicht. Man begegnet so oft jungen Leuten, die mit zwanzig Jahren müde Kulturgreise sind, und da soll man sich herzlich freuen, wenn man auch mal einen Dreißigjährigen findet, der noch jung ist. Wenn die alte Menschheit nicht in jedem wirklichen jungen Menschen wieder jung würde und alle die so mühsam gemachten weisen Erfahrungen vergäße, säßen wir schon längst wieder im Eise ... Es war mir in diesen Wochen interessant, zu erfahren, daß auch unsere Männer einmal junge Schwärmer gewesen sind, wenn ich bei dem meinen, leider Gottes, jetzt auch nicht mehr viel davon merke ...

— „Teuerste Klara, das macht der heilige Ehestand."

„Was? Wenn ich dich nicht immer wieder aufkratzte, wärest du schon doppelt so alt als du bist!"

„Hört! Hört!" —

Wo war ich doch stehen geblieben? Halt, ich weiß schon! Also mein junger Priester hielt mir eine lange und begeisterte Predigt. Als er Amen gesagt hatte, durfte er trotz meines Lächelns wohl annehmen, daß sie einigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Da zog er ein Blatt Papier aus der Tasche. Auf diesem stand obenan mein Name, dann kam ein größerer leerer Raum, dann folgte eine Reihe von Namen mit Angabe von Wohnungen, die sämtlich in der Walachei, dem ärmsten Viertel unserer Stadt, lagen. Mit Daumen und Zeigefinger tat er, als faßte er meinen Namen und schöbe ihn über die weiße Kluft zu den kleinen Leuten unten auf dem Papier hinüber, auf denen die Finger und seine warmen Augen liebevoll ruhen blieben, und bat mich, in der weihnachtlichen Zeit, in der die großen gemeinsamen Erinnerungen der Christenheit die Kluft für kurze Zeit leichter passierbar machten, kühn auf die andere Seite hinüberzuspringen und zu versuchen, indem ich Anteil gewönne an fremden Freuden, Leiden und Sorgen, ob vielleicht nicht so ein schmales Brückchen von Mensch zu Mensch gebaut werden könne, auf dem dann nachher vielleicht auch etwas hinübergeschafft werden könne, was die ersteren zu mehren, die letzteren zu mindern geeignet sei. Auch anderen Damen unseres Vereins, die zu solch einem Versuch Lust hätten, könne er mit ähnlichen Zetteln dienen. Er zog deren einige aus der Tasche und überreichte sie mir.

Wenn ich ein Mann geworden wäre, hätte ich wahrscheinlich als Forschungsreisender im Nordpoleis oder in Tibet mein Ende gefunden. Entdeckerfahrten haben

stets einen besonderen Reiz auf mich ausgeübt. So hatte ich denn zu einer solchen in die Walachei auch wohl Lust. Daß dort mancherlei Neues meiner wartete, daran zweifelte ich nicht. Und überhaupt leuchtete mir die Sache halb und halb ein. Kurz und gut, ich berief eine Generalversammlung unseres Vereins, und es gelang mir und meinem jungen Berater, der zugegen war, den Verein auf diese neue Basis zu stellen. Außer mir übernahmen noch sechs oder sieben Damen mit einem Zettelchen, wie ich eins bekommen hatte, die Verpflichtung, die darauf verzeichneten Leute zu besuchen, während die übrigen, die dazu keine Neigung hatten oder zu sehr durch andere Pflichten in Anspruch genommen waren, sich mit einem Beitrag zu der Vereinskasse begnügten. Kurz vor dem Fest wollten wir „Besuchsdamen“ — diesen Titel gaben wir uns innerhalb des Vereinsorganismus — dann zusammentreten, unsere Erfahrungen austauschen, und das Weitere würde sich dann schon ergeben.

Es war ein nebeliger Dezemberabend, als ich in einem Mantel, der bereits ausrangiert war und zu Weihnachten verschenkt werden sollte, mich auf den Weg machte und auf Umwegen durch die stillsten Straßen der Walachei zusteuerte. Auf Spaziergängen mit meinem Manne war ich einigemal durch diese Gegend gekommen, und in dem Gewirr der engen, unsauberen Gassen hatte es mich jedesmal gefröstelt. Jetzt, im Schein des durch den Nebel abgedämpften Lichtes der spärlichen Gaslaternen, hatten sie beinahe etwas Trauliches. Oder vielleicht war es auch die adventliche

Stimmung und weihnachtliche Absicht, die sie mir so erscheinen ließ.

Aber bald sollte ich erfahren, wie tief die Kluft war, die das Leben in dieser Welt von dem in der meinigen trennte.

In einer wüsten, schmierigen Kneipe, deren Fenster unverhüllt waren, saßen Arbeiter beim Fusel. Vor einem Fenster drückte sich ein ärmlich gekleidetes Weib herum. Es wollte sich offenbar zwingen, hineinzugehen, fand aber nicht den Mut. Ich redete die Frau teilnehmend an. Da grinste mir aus tiefen Augenhöhlen das leibhaftige Elend entgegen, und ein Mund, der lange das Lächeln verlernt, kreischte, da säße es nun, das Schindluder, und versöffe den Wochenlohn — es war ein Sonnabend — und daheim lägen sechs Kinder und schrieen nach Brot. Plötzlich wurde sie von der Raserei der Verzweiflung gepackt und stürzte in das Haus hinein. Die häßliche Szene, die sich dann in der Gaststube und auf der Vordiele abspielte, bis die Ärmste auf die Straße geflogen kam und die Hand gegen die Wangen gepreßt schreiend davonlief, will ich Ihnen ersparen. Ich wäre am liebsten umgekehrt. Die Kluft, die vor mir gähnte, war zu tief.

Aber, siehe da, als ich um die nächste Ecke kam, wurde mir plötzlich ein schmales Brückchen gebaut. An einem bescheidenen Schaufenster drückte ein kleiner Junge sich die Nase platt, und seine hungrigen Augen verschlangen gierig die ausgelegten Süßigkeiten. Ich blieb stehen und beobachtete den kleinen Kerl, der sich sofort — wodurch, weiß ich nicht, die Kleinen finden ja leicht eine

Tür — in mein Herz hineinstahl. Als er sich vom Fenster abwandte und mich mit seinen unfreudigen, großen Augen ansah, ergriff ich seine Hand und drückte ein kleines Geldstück hinein, dabei auf das Fenster und die Ladentür weisend. Starr sah er zu mir auf, dann verwundert in seine Hand. Ein jubelnder Aufschrei, und in der Tür des Bäckerladens war er verschwunden. Und ich war von dem Druck jenes häßlichen Erlebnisses befreit, sah eine Brücke vor mir und hatte guten Mut, über halsbrecherische Treppen und durch Gänge, in denen der Duft verschiedener Mahlzeiten sich mit anderen Düften mischte, mich zu ein paar alten Frauen zu tasten, die dort Wand an Wand hausten. Mein junger Berater hatte mich nämlich gebeten, zuerst diese zu besuchen, da ich bei ihnen am leichtesten Eingang finden würde. Was dies betraf, so hatte ich denn auch nicht zu klagen.

Die erste, bei der ich eintrat, wurde durch mein Erscheinen so aus der Fassung gebracht, daß sie aufgeregt in der Stube vor mir hin und her trippelte, immer wieder den Kaffeetopf in der Ofenröhre ergriff und trotz meines freundlichen Dankens die Bitte wiederholte, ich möchte doch ein Täßchen annehmen. Nun, das Stübchen war peinlich sauber gehalten, und das Persönchen ebenfalls, von den Filzpantoffeln bis zum Haubenband. So überwand ich mich denn zuletzt. Und siehe, sofort hatte die Alte Ruhe. Sie nahm sich auch ein Täßchen, setzte sich zu mir nieder und fing an zu erzählen. Aber, und das überraschte, freute und rührte mich, nicht von ihren eigenen Schwierigkeiten und Sorgen, sondern von

ihrer kranken Freundin nebenan und deren Lebensnöten.

Bald ließ ich mich dann von ihr zu dieser hinüberführen. Sie lag zu Bett, und ich mußte dieselben Geschichten noch einmal hören, nur um einen Ton kläglicher und mit liebevollerer Sorgfalt ausgemalt. Krankheiten, Operationen, Unglücksfälle, Niederkünfte, erspart blieb mir nichts. Ja, all mein Sträuben und Danken half nicht, ein sehr bresthaftes Bein wurde mit liebevoller Vorsicht von endlosen Umwickelungen befreit und mußte beaugenscheinigt werden. Ich war dankbar, daß ein freundliches Geschick mich noch eben davor bewahrte, es auch zu betasten. Angeboten wurde mir das natürlich auch.

Ich kann durchaus nicht sagen, daß diese ersten Besuche mir die Offenbarung gebracht hätten, von denen mein junger Idealist geschwärmt hatte. Aber ich gewöhnte mich an das neue Milieu und gewann einen Einblick in mir gänzlich fremde Verhältnisse. Und im letzten Grunde ist wohl jeder tiefere Einblick in ein anderes Leben eine Bereicherung, auch wenn es ein so enges und armes Leben ist, wie das dieser beiden alten Weiblein. — Ich schied von ihnen mit dem angenehmen Gefühl, eine kleine frohe Weihnachtshoffnung hinter mir zurückzulassen.

Das alte Pärchen hatte mich mit seinen Geschichten ziemlich lange aufgehalten. Ich konnte an diesem Tage nur noch einen einzigen Besuch ausführen.

Ich kam mitten in ein buntes Kindergekrabbel hinein, aus dem sich dann ein etwa dreizehnjähriges Mäd-

chen löste, das mich manierlich begrüßte und auf die Frage nach ihren Eltern durch eine offen stehende Tür in ein anstoßendes Schlafzimmer führte. Drinnen fand ich eine Wöchnerin, die eben ihrem Neugeborenen die Brust gab. Nun, zwei Mütter, die finden sich bald zusammen. Da braucht's kein mühsames Brückenbauen und keinen lauwarmen Kaffee. Die haben es nicht nötig, in vergangenen Schicksalen herumzuwühlen. Einer Mutter ist die Gegenwart ja so reich, und ein Stück verheißungsvoller Zukunft hält auch sie im Arm.

Es geht uns Müttern wohl allen wie unserer Großmutter Eva. Als sie auf ihr erstes Söhnchen in seligem Mutterglück herablächelte, so haben wir in der Biblischen Geschichte gelernt, sagte sie: „Ich habe den Mann, den Herrn," und ihre hoffende Liebe sah in dem kleinen Menschlein schon den Fluchlöser und Messias — wenn's nachher auch nur ein Kain und Brudermörder wurde ...

Es war mir, wie ich die Frau genauer ansah, als ob ich ihr schon einmal begegnet sein müßte, konnte mich jedoch nicht besinnen, wann und wo das gewesen sein möchte.

Endlich fragte ich, ob sie sich vielleicht erinnere.

Wie sie verschämt und verlegen zur Seite blickte, stand mir plötzlich jene häßliche Szene von unserer vorjährigen Weihnachtsbescherung vor Augen. Natürlich, das arme blasse Weib lag vor mir, das jener brutale Mensch von ihren Geschenken und aus dem Kreise der Feiernden hinweggerissen hatte. Ein Zweifel war nicht möglich.

Ich habe mit den Jahren viel verstehen und viel verzeihen gelernt. Aber für die elenden Wichte, die solchen armen, schwachen Geschöpfen ihr bißchen Leben vergiften und vernichten, habe ich kein Verstehen und kein Verzeihen. Wenn es in meiner Macht stände, so packte ich sie alle auf ein Schiff und ersäufte sie im Meer, da es am tiefsten ist ... „Au weh!" ruft mein Mann. Du hast wohl gar noch Mitleid mit solchem Auswurf der Menschheit? ...

Ich glaube, daß ich mit der Zeit einigermaßen gelernt habe, zu trösten. Aber, wenn eine Schwester in der großen Heiratslotterie eine Niete gezogen hat — ach, wie viele Nieten gibt es da, und wie wenig Treffer! Man muß schon froh sein, wenn man so eben mit dem Einsatz herauskommt — die tröste Gott! Da fange ich überhaupt erst gar nicht an.

So entstand denn auch damals eine lange, peinliche Stille. Die Frau sah aus, als ob sie etwas auf dem Herzen hätte. Aber ich begriff sehr gut, daß sie keine Worte finden konnte. Nur in wildester Verzweiflung schreit ein Weib ihres Lebens Jammer und Not in die Welt hinaus, wie jene Ärmste vor der Schnapshölle. Sonst sind die Frauen im Ertragen wahre Helden und die größten Märtyrer des Menschengeschlechts. Darüber brauchen Sie nicht zu lachen! „Schwachheit, dein Name ist Weib" — dies Wort ist so ziemlich das Dümmste, was Shakespeare je geschrieben hat. Wenn es sich um Tragen und Leiden handelt, wird vielmehr umgekehrt ein Schuh daraus: „Schwachheit, dein Name ist Mann." Ja, Ja! Das ist durchaus keine Ursache, „Au!" zu

rufen. Ein Mann braucht nur ein bißchen Zahnweh zu haben, so setzt er Himmel und Erde in Bewegung. Den Mann möchte ich kennenlernen, der es gelernt hat, zu leiden, ohne zu klagen. Solche bitteren Wahrheiten mögen die Herren der Schöpfung freilich nicht hören, das wissen wir längst.

Jenes Schweigen wurde aber zuletzt doch drückend, und ich fing an, mit der Bejammernswerten von ihren Kindern zu reden. Ich meinte, die Freude an der blühenden Schar werde sie als Mutter doch wohl ein klein wenig für das Schwere entschädigen, was als Weib ihr zu tragen auferlegt sei.

Nun machte die Frau aber mit der Hand eine ernst abwehrende Bewegung und wollte anfangen zu sprechen. Doch in diesem Augenblicke wurden schwere Schritte auf der Treppe laut. Über ihre Züge flog ein Erschrecken. Aber, was war denn das? War's nicht der Schrecken freudiger Erwartung? O, diese Frauen! Alles tragende, alles vergebende Liebe, d e i n Name ist Weib!

Ich habe es mir zur festen Regel gemacht, von Menschen und Dingen wenig oder nichts zu erwarten. Das gehört mit zu meiner Lebenskunst, und es hat mir manche angenehme Überraschung gebracht. Zum Beispiel, von diesen Wochen in der Heide habe ich mir, offen gestanden, nicht viel versprochen. Ich habe mich beinahe vor ihnen gefürchtet. Und wie außerordentlich angenehm bin ich nun enttäuscht worden! Ähnlich ging es mir damals.

Ich fürchtete mich mit Herzklopfen, dem Löwen in

seiner Höhle zu begegnen. Aber siehe da, der da zu uns in die Kammer trat, war kein wildes Tier, kein Teufel in Menschengestalt, kein Vernichter eines Frauenlebens.

Nichts der Art.

Ein solcher schleppt für den Wochenlohn nicht Vorräte ins Haus, die er kaum tragen kann.

So einer wird von den Kindern nicht mit lautem Jubel begrüßt und hat überhaupt nicht einen so lieblichen lebendigen Kranz um sich. Nur Blumen und Kinder, die viel, viel Sonne gehabt haben, können so lachen wie diese Kinder.

Nur eine Frau, die in der Ehe das Glück ihres Lebens gefunden hat, kann so zu ihrem Manne aufschauen, wie diese Frau.

Über der Freude, nach den zehn oder elf Stunden, die der Vater und Gatte in der Fabrik zugebracht hatte, sich wiederzuhaben, vergaßen die Leutchen meine Anwesenheit ganz. Erst nachdem der Vater das ihm entgegengehaltene Kleinste geküßt und das auf dem rechten Arm hockende zweitjüngste in die Arme der ältesten Schwester hatte gleiten lassen, reichte er mir treuherzig die Hand und sagte: „Na, Nahwersch, wull du unse Muddern ok mal besöken?"

„Awers Minsch," rief die Frau erschrocken, „wat snackst du hen! Kiek doch to! Dat is ja de Fro Borgermester!"

Seine Augen wurden plötzlich kälter und schienen zu fragen: „Wat will de hier?"

„Ich wollte gern einmal nach Ihrer lieben Frau sehen," beeilte ich mich zu erklären.

Er sah mich erstaunt an.

„Hahaha,“ lachte er plötzlich auf, „nu verstah ick. Wihnachen kummt nöger, dar brukt Se wedder wecke to'n Komödjespälen. Aber dat will ick Se man seggen, dorto möten Se sick annere söken. Min Fro un Kinner sünd mi daför to god ...“

„Aber Herr ...“ unterbrach ich ihn, „wir meinen es herzlich gut mit unseren notleidenden Mitbürgern und wollten ihnen gern zu Weihnachten eine kleine Freude machen.“

„Ick arger mi noch as 'n Hund,“ fuhr er erregt fort, „wenn ick 'r blot an denk'. Ick harr 'n langwielige, swore Krankheit dörmakt. Denn ward dat 'n bäten knapp bi 'ne grote Familie. Min Fro krigt dat to hören, dat de Fro Borgermester för örndliche Lüe wat don will und denkt, dat wör doch gar to schön, wenn se för de Kinner so 'n lütten Wihnachen harr, as de annern Jahr. Ick woll dar nicks von weeten, ick kenn de vörnehme Ort. Aber wenn so 'n Froensminsch 'n Keerl jümmer in de Ohren liggt, ward he tolest mör und week. As se nu mit twee von de Kinner abgahn is, tro ick mi de Saken doch nich recht. Ick wör noch bannig swack up de Been, abers dat helpt nich. Upgerappelt und jüm nah! Dör dat Finster in den Danzsaal seh ick min Fro und min beiden Kinner mitten mang all de olen utverschamten Bädelwiewer stahn. Ick denk, ick krieg 'n Dalslag. Leewer wöt wi alltohopen up 'n Karkhoff liggen, as to den olen Ölpott von Supperndenten sin Kumpanie hören. Glöwen Se mi, Fro, unsereen hett ok sin Ehr, und de Deuwel schall

den halen, de mi de toschann' makt. Nicks för ungod, Fro Borgermester, abers hier heet dat: Hand von de Bodder!"

Mit dem Eisengriff seiner sehnigen Faust hielt er eine Stuhllehne umklammert, und, die stählernen Augen auf mich gerichtet, stand er vor mir, eine straffe, rassige Gestalt, eine Verkörperung deutscher Volkskraft, ein Edelmann im Arbeiterkittel. Trotz der Lektion, die ich bekommen hatte, hatte ich meine helle Freude an ihm.

Diesem Manne gegenüber den vorjährigen Vereinsbetrieb verteidigen zu wollen, konnte mir nicht in den Sinn kommen. Ich gab die gemachten Fehler zu, ohne sie zu beschönigen, suchte die Schuld darin, daß wir uns nicht kennten, und versicherte, es wäre eben mein sehnlichster Wunsch, daß wir uns kennen und verstehen lernten.

Mißtrauisch, aber auch ein wenig verwundert, hörte er mir zu. Wiederholt schüttelte er den Kopf oder zuckte mit den Achseln.

Die Kinder waren in die benachbarte Stube geschickt worden, wo sich aus dem frohen Bienenschwarmgesumme hin und wieder abgerissene Klänge eines Weihnachtsliedes heraushoben. Ich war noch mitten in meinem Vortrag über die Notwendigkeit einer gegenseitigen Verständigung, als ein kleines Mädchen mit einer großen Handharmonika in den Armen in der Tür erschien, sich verlegen an dem Pfosten herumdrückte und mit dem Vater Blicke tauschte.

„Mit Verlöw," unterbrach mich dieser in meinen

schönsten Ausführungen, „de Kinner sünd dat so an worn, dat wi, wenn ick Wäkenfierabend hemw, jümmer gliefs een' tohopen singt."

„Bitte, bitte," sagte ich, „lassen Sie sich durch mich ja nicht stören. Darf ich noch einen Augenblick bleiben und zuhören?"

„Mientwegen," sagte er kurz, aber nicht unfreundlich.

Er winkte dem Kinde, und sofort fand sich die ganze kleine Gesellschaft zusammen. Nach einigen Akkorden als Vorspiel stimmte er an, und alles fiel singend oder lallend ein. Sogar der Neugeborene quäkte mit, bis die Mutterbrust ihm den Mund verstopfte. Liebevoll über ihn gebeugt, sang die Mutter mit den anderen, die um das Bett herumstanden, ihm in die Ohren: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." Das war ein liebliches Bild, das ich nie vergessen werde. Dies Lied in diesem Hause machte mir einen tiefen Eindruck.

Wohl den Kindern, denen es vergönnt ist, so die Freude mit der Muttermilch einzusaugen. Ich finde immer, man sieht es den Menschen bis in das höchste Alter an, ob ihre Kinderstube nach der Sonnenseite hin lag, ob die Freude in ihr ein Heimatrecht hatte. Eine gute Kinderstube ist vor allem eine fröhliche Kinderstube. In den sogenannten „guten Kinderstuben", hab' ich gefunden, fehlt es oft sehr an Licht und Freude. Aus solchen gehen dann wohl recht wohlerzogene und manierliche junge Leute hervor, aber Menschen mit jenem inneren Freudenlicht, das kein Lebensdunkel auslöschen kann, und das nach allen Stürmen des Lebens oft noch

auf den stillen Zügen des Toten liegt, wie das allerletzte stille Glänzen eines schönen Sommertages, können in ihm nicht gedeihen. In der Stube meiner Kinder hatte ich, mir zur steten Erinnerung, das Wort eines großen Pädagogen an die Wand malen lassen: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen." Und es hat mich manchmal gemahnt, mit meinen Nerven oder mit meinen Erziehungsgrundsätzen die Fröhlichkeit im Reich der Kleinen nicht zu stören. Denn hinzubringen braucht man sie Gott sei Dank ja nicht. Sie blüht unter dem kleinen Völkchen von selbst, wenn sie nur nicht durch ein Übermaß von Erziehung gehemmt und schließlich erstickt wird.

Als die drei Verse, die ganz Lied und Musik gewordene weihnachtliche Freude sind, zu Ende gesungen waren — ich hatte natürlich sehr bald mit eingestimmt — variierte der Vater das Thema noch eine Weile auf seinem Instrument. Man sah, wie froh seine bescheidene Kunst ihn machte und wie er mit der Seele dabei war, und aus den Augen der anderen sprach deutlich der Stolz auf Vaters Können. Die älteren Kinder sahen mich an, als wollten sie fragen: Hast du schon jemals etwas Schöneres gehört?

Ich liebe die Musik sehr und bin bei Leistungen, die künstlerisch sein wollen, recht kritisch, — zu kritisch und anspruchsvoll für die Bewohnerin einer mittleren Provinzstadt, behauptet mein Mann, der mit dem Trommelfell zur Familie der Dickhäuter gehört und dessen musikalische Nerven zu Schiffstauen verarbeitet werden könnten. Aber ich kann versichern, bei jener Kammer-

musik habe ich mein musikalisches Ohr ganz abgestellt und nur mit dem Herzen hingehört und bin dadurch auch zu einem wirklichen Genuß gekommen. Wie oft ist in unseren Kreisen die Musik nichts als Tändelei unbeschäftigter Weiblichkeit, Renommisterei oder auch ein Hilfsmittelchen auf der Jagd nach dem Mann! Hier trug Frau Musika zwar ihr allerschlichtestes Gewand; aber selten ist sie mir so als segenspendende Himmelstochter erschienen wie damals, als sie dem müden Mann nach des Tages, der Woche Lasten einen erfrischenden Trunk reichte und alt und jung zu schöner Feierstunde vereinte.

Als die Harmonika verstummt und dem Kinde zurückgegeben war, fiel mir plötzlich ein, daß man nun gewiß zu Abend essen wollte und ich nicht länger stören dürfte. Schnell verabschiedete ich mich und ging.

Erst draußen auf der Straße merkte ich, daß von dem eigentlichen Zweck meines Besuchs, der Vorbereitung einer Weihnachtsgabe, gar nicht die Rede gewesen war. Sollte ich umkehren und das Versäumte nachholen? Nein, nein. Wie sollte ich das bei diesen Leuten anbringen, ohne ihren Stolz zu verletzen? Trotzdem fühlte ich mich von meinem Besuche nicht unbefriedigt. Wenn der Mann auch zu meinen schönen Worten den Kopf geschüttelt und die Achseln gezuckt hatte, so hatte man mich doch geduldet, hatte sich durch meine Anwesenheit nicht geniert gefühlt, hatte mir erlaubt, eine Feierstunde der Familie mitzuerleben, und das war doch wohl ein schöner Anfang, von dem aus weiter zu kommen war.

Auf dem Heimweg kam mir ein hübsches Gleichnis

in den Sinn, das der junge Pastor gebraucht hatte. Zwei Männer schreiten auf einsamem Wege an einem nebeligen Abend aufeinander zu. Der die Gestalten umhüllende Nebel gibt ihnen etwas Unheimliches, Furchterregendes, Gespenstisches, und jeder faßt seinen Stock fester, um bereit zu sein, wenn der andere etwas Böses im Schilde führen sollte. Als sie sich endlich begegnen und einander in die Augen sehen, erkennen sie sich als Brüder und fallen einander in die Arme. —

Geben ist seliger als nehmen, so heißt es ja. An jenem Abend mußte ich mir jenes Wort umwenden ... Ich bin eine sehr selbständige Natur, mit einer stark kritischen Ader. So bin ich nicht gerade bereit, von anderen zu nehmen. Zumal, wenn jemand es sich merken läßt, daß er mir geben will, kann er sicher sein, daß er meine Hand verschlossen findet. Und leicht geschieht es, daß ich mir einen Eindruck kritisch zersetze, ehe er tiefer auf mich wirken kann. Ich habe mich eigentlich immer in einem gewissen Gegensatz zu meiner Umgebung entwickelt, einst zu meinen Lehrern und Freundinnen — die Eltern muß ich ausnehmen, meine Eigenart ist väterliches Erbteil — und seit ich verheiratet bin, im Gegensatz zu meinem Mann. Natürlich hat sich aber dieser Gegensatz nie zu dem verschärft, was man so ein gespanntes Verhältnis nennt! Ich empfinde diese meine Eigentümlichkeit als eine Stärke meiner Natur, aber zuweilen — und das sind nicht meine schlechtesten Stunden — doch auch als ihre Schranke, als eine Schwäche. Soll ich nehmen, so muß

es mich überraschen, muß so plötzlich über mich kommen, daß mein Widerstreben keine Zeit hat zu erwachen. So war es an jenem Abend. Ich war gekommen, um zu geben. Aber in der fremden Umgebung, unter Menschen, die von mir nichts wollten, die in mir die Dame nicht weiter respektierten, die einfach, unbekümmert um meine Anwesenheit, ihr Leben lebten, waren die Rollen plötzlich vertauscht, und ich nahm wertvolle Eindrücke mit, ohne daran zu denken, sie kritisch zu bearbeiten. Das beglückte mich, gerade weil es eine Überwindung der Schranken meiner Natur war. Auch vertiefte es meine Advents- und Weihnachtsstimmung. Denn Weihnachten können wir doch nur recht feiern, wenn wir werden wie die Kinder, und die verstehen es ja so gut, das selige Nehmen.

Sie wundern sich gewiß, meine Herrschaften, daß ich von einer Bagatelle, wie solcher Besuch in einer Familie, wie es deren gewiß tausende gibt, im Grunde doch ist, so viel Aufhebens machen konnte. In dem Gesicht meines Gatten habe ich sogar einige Male ein mitleidiges Lächeln zu bemerken geglaubt. Aber das alles soll mich nicht anfechten. Groß und klein sind bei Dingen, die in unser persönliches Leben und Werden hineinspielen, sehr relative Begriffe, für die nur wir selbst den richtigen Maßstab besitzen. Schließlich lebt jeder doch sein eigenes Leben und kann daher auch allein wissen, was zukunftskräftige Keime in dieses hineingelegt hat. Und das ist damals geschehen, und darum ist jenes Erlebnis für mich ein großes, wenn es Ihnen vielleicht auch kaum der Rede wert scheinen mag.

Es dauerte nicht lange, so war ich wieder bei meinen neuen Bekannten in der Walachei, und dann häufiger. Daß mein Mann über meine plötzlich erwachte Vorliebe für den Armeleutegeruch spottete und meinte, ich wollte nun wohl auf einmal aus dem bisher so zäh festgehaltenen politischen Extrem in das entgegengesetzte umschlagen, nur, um nicht mit ihm auf einer gesunden Mittellinie zusammenzutreffen, können Sie sich denken. Aber das beirrte mich nicht weiter. Ich war froh und stolz, daß ich das mir anfangs in jenem Hause entgegengebrachte Mißtrauen überwand und bald ein gerngesehener Gast wurde.

Mein neu gewonnener Freund gehörte zu den Menschen, die sich über der Welt Lauf so ihre eigenen Gedanken machen. Als er erst Vertrauen zu mir gefaßt hatte, teilte er mir diese denn auch mit. Und so sprachen wir beide dann miteinander über dieselben Fragen, die ich mit meinem Mann und anderen sozial mir Gleichgestellten schon manches liebe Mal zum Gegenstand der Debatte gemacht hatte. Aber es ging mir jetzt ganz anders als in früheren Wortkämpfen. Wenn der schlichte Mann so einfach und sachlich, ohne Phrasenschmuck, derb und deutsch, mit mir von seinen Verhältnissen, Nöten, Hoffnungen, Wünschen, Kämpfen sprach, wand er mir die Waffen, die ich im Kampf mit meinesgleichen unbedenklich gebraucht hatte, und die von der ritterlichen Höflichkeit der Herren uns Frauen als dem „schwächeren Geschlecht" leider noch immer zugebilligt werden, einfach aus der Hand. Ich schämte mich ihm gegenüber, Ausflüchte zu machen, Scheingründe mit

einer Miene vorzutragen, als ob ich selber an ihre Beweiskraft glaubte. So wurde mir dieser Verkehr eine heilsame Schule der Erziehung zur Wahrheit, Klarheit und Ehrlichkeit. Sie lächeln. Deucht ihnen das unwahrscheinlich? Es ist in der Tat so. Das Leben bestellt uns öfters Menschen zu Lehrern, die die vorgeschriebenen Examina nicht abgelegt haben.

Unser lieber Professor machte gestern eine gelegentliche Bemerkung, die mir aus der Seele gesprochen ist. Er sagte so ungefähr, die großen Lebenswirklichkeiten wären es, die unser Leben bereicherten. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun hatte eine der größten Lebenswirklichkeiten, die Volksgemeinschaft, deren Glieder wir sind, in deren Wohl und Weh das unsere eingeschlossen ist, für mich bis dahin eigentlich noch gar nicht existiert. „Das Volk?" Was war mir früher das Volk? Eine unbekannte, unheimliche, brodelnde, dumpfe Masse, tief unter mir. Meine Welt war die Familie und die „Gesellschaft". Und da erlebte ich nun zum erstenmal eine wirkliche Berührung mit jener großen Lebenswirklichkeit. Und allmählich, infolge mancher ähnlichen Erlebnisse, denen ich nun nicht mehr aus dem Wege ging, erweiterte sich mein Fühlen und Leben über Haus und Gesellschaft hinaus zu einem Fühlen und Leben mit meinem Volke, das mir nun zu der großen, herrlichen Gemeinschaft nationaler, kultureller und sittlicher Güter wurde. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mein Leben dadurch bereichert worden ist, wie mein im engen Kreis verengerter Sinn sich dadurch geweitet hat. Ja, ja! Es ist etwas um das

„Sichfinden mit seinem Volke", von dem mein junger Pastor so schwärmerisch und begeistert gesprochen hat.

Wie kümmerlich ist es, wenn einer das bunte, reiche, große Leben immer nur unter einem und demselben engen Gesichtswinkel ansieht! Wie manches tritt da nicht in seiner vollen Bedeutung hervor, wie vieles verbirgt sich dem Blicke ganz! Ich hatte mir das Leben bisher in der Hauptsache mit den Augen einer „Dame der Gesellschaft" angesehen, und das sind doch — wir wollen ehrlich sein — recht blöde, kurzsichtige Augen. Nun bemühte ich mich ernstlich, es auch einmal mit anderen Augen zu sehen, mit den Augen derer, denen es nicht gebrauchsfertig in die Wiege gelegt ist, die es sich mit jedem Tage neu erobern müssen. Ach, da lernt man über vieles anders denken. Vor allen Dingen lernt man gerechter urteilen. Und um wie vieles wird das Leben dadurch bunter, reicher, schöner und größer!

Die Herren werden jetzt gewiß begierig sein, auch etwas über meine gegenwärtigen politischen Anschauungen zu erfahren. Ich bin doch in einer merkwürdigen und interessanten Lage. Ich habe einen Konservativen zum Vater, einen Fortschrittler zum Gatten, und meine Freunde in der Walachei sind nicht nur mit jenem berühmten „Tropfen sozialen Öles" gesalbt. Zu welchem politischen Glaubensbekenntnis soll da nun ich schwören?

Ich bin mir längst darüber klar: zu gar keinem. Mit konservativen Grundanschauungen, mit einem frischen Vorwärtsstreben, wo hohe Ziele winken, und mit einer tüchtigen Dosis Herzenssozialismus komme ich für meine

Person ganz gut aus. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," dieses schöne Wort jener antiken Frau habe ich zu meinem Wahlspruch erkoren.

Die Notwendigkeit der Parteien und Parteikämpfe verkenne ich selbstverständlich durchaus nicht. Der Kampf ist und bleibt nun einmal der Vater aller Dinge. Aber es darf immer auch wohl ein großes Heer von Menschen geben, die zu keiner anderen Partei gehören wollen, als zu der „Partei der anständigen Leute", die das Gute und Echte in jeder Form und Farbe zu erkennen sich bemühen und nicht erst von einem Menschen verlangen, daß er sich zu ihren Parteiansichten bekehrt, ehe sie ihn achten und ihm die Bruderhand reichen können. Ich glaube, gerade wir Anhänger dieser Partei sind vor allem berufen, zu der sozialen Verständigung und Versöhnung beizutragen, von der so viel für die Zukunft unseres Volkes und unserer Kultur abhängt. Deshalb empfinde ich für meine Person es auch nicht besonders schmerzlich, daß wir Frauen das politische Stimmrecht noch nicht besitzen. Kommen wird es ja eines Tages! Aber es kann wohl noch ein paar Jahrzehnte dauern, bis uns der Egoismus der Männer an die Urne heranläßt.

Den Bildern der Herzensheiligen, die uns gestern und vorgestern gezeigt sind, hat der Tod schon die letzte Verklärung gegeben. Glücklicherweise ist diese meinem Herzensheiligen noch nicht zuteil geworden. Er steht noch den Tag über in der Fabrik, und des Abends wischt ein treues Weib den Schweiß ihm von der Stirne, und er spielt und singt mit den jüngsten Kin-

dern, bei deren einem ich Patin bin. Die älteren haben das warme Nest längst verlassen. In den ersten Jahren habe ich der Familie, wenn Kinder konfirmiert wurden oder bei ähnlichen kostspieligen Gelegenheiten, öfters unter die Arme gegriffen, natürlich nicht als Wohltäterin, sondern freundschaftlich, was man sich, wenn auch widerstrebend, gefallen ließ. Die Familie war damals durch die lange Krankheit des Ernährers doch sehr zurückgekommen. Heute lebt sie in auskömmlichen Verhältnissen und ist sogar im Besitz eines Häuschens, das schuldenfrei ist.

So, nun will ich aber schließen! Mein Mann soll nicht wieder stöhnen, daß ich das Ende nicht habe finden können. Ich weiß nicht, ob mein Freund in die Gesellschaft, in die er sich hineinverirrt hat, eigentlich recht paßt. Einen besonderen Heiligenschein kann ich seinem Bilde nicht anmalen. Denn er selbst hat keinen. Aber wenn einer ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater, ein zuverlässiger Arbeiter, ein tüchtiger Staatsbürger, alles in allem ein ganzer Mann ist, das ist doch am Ende auch schon etwas. Und so mögen Sie ihm sein bescheidenes Plätzchen ruhig gönnen! Wie Sie ja auch mich mit meinem Widerspruchsgeist und anderen kleinen Fehlern freundlich in Ihrer Mitte dulden. Es sitzen die sonderbarsten Kostgänger an unseres Herrgotts Tische, und er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Es ist mir eine große Freude gewesen, mich über diese Dinge einmal gründlich aussprechen zu können. Über manches wird man sich selbst klarer, wenn man

Gelegenheit hat, es ungestört vor empfänglichen Zuhörern zu entwickeln. Ich danke Ihnen bestens, daß Sie mir freundlich Ihr Ohr geliehen haben ... Es fragt sich nun, wer morgen die Fortsetzung machen soll. Ich denke, die Herren werden, nachdem zwei von ihnen mutig Bahn gebrochen haben, nun erst den Damen den Vortritt lassen. Zwei der Herren als Vortrab, die beiden anderen als Nachtrab, und das „schwächere Geschlecht" in die Mitte genommen — so macht sich das ganz nett. Als erwählte Mutter dieser Familie erlaube ich mir, für morgen meine älteste Tochter, unsere kleine Pastorin, zu bitten. Nicht wahr, liebes Kind, Sie tun es gern?"

„Warum nicht, Mamachen? Von Herzen gern," gab die muntere Frau lustig zurück.

Aber Mile! Den Strickstrumpf könntest du heute doch wohl feiern lassen."

Ich denke nicht daran! Wo sollte ich dann wohl mit meinen Händen bleiben? Und mit meinen Augen! Nee, ich möchte gemütlich plaudern ... wie der Bach da hinter uns im Brommelbeerbusch. Der braucht dazu seine Kieselsteinchen, und ich meine Stricksticken. Wenn die klappern und der weiche, graue Faden mir so durch die Finger gleitet, geht's am besten. Das macht die Gewohnheit.

Ich habe mal einen Witz gelesen, den hatte einer in einem schlechten Blatt über uns Pastorenfrauen gemacht, weil wir die Finger nicht gut stille halten können und gern etwas umhand haben. Das heißt, ein Witz ist es gar nicht, sondern einfach eine Gemeinheit! „Pastorenweibsen" nennt uns der Mensch! Sie gucken mich so an, Bürgermeister. Sie möchten ihn wohl gern wissen? Da können Sie bei mir lange auf lauern! Eine Amtsschwester von mir las ihn in einer Zeitung, wo er abgedruckt war, und hatte nun auf einmal keine rechte Lust mehr zum Stricken. Aber ich sage: nun grade! Soll ich mir von solchem Kerl vorschreiben lassen, was ich zu tun und zu lassen habe? Ich danke! Ich bin eine deutsche Frau und Mutter, und habe sechs gesunde Kinder geboren, und sie auch — mit Gottes Hilfe — alle gut aufgezogen. Da brauche ich mich vor solchem Schmierifax, der nichts in der Welt kann, als eklige Witze machen, noch lange nicht in die Erde zu verkriechen. Und wenn Gott Leben und Gesundheit ver-

leiht, denk' ich, will ich noch manches Paar warme Strümpfe für meine Lieben fertig bringen.

Bitte, lieber Doktor, lassen Sie das Knäuel ruhig liegen. Ich hab's mit Absicht dahin laufen lassen, es wickelt sich dann besser ab. Aber Sie dürfen es nicht festhalten! Ach ja, so'n alter Junggeselle.

Also, ich soll Ihnen was erzählen. Ach, wenn es nur nicht gar zu viel solche Herzensheilige gäbe! Manche, die ich früher von Herzen gern gehabt habe, hatte ich beinahe schon ganz vergessen. Hab' einer mal solchen Trupp Kinder und einen unpraktischen Mann, der einen an allen Ecken und Enden nötig hat! Aber es ist komisch, in diesen gemütlichen Tagen, wenn wir des Nachmittags so im Walde lagen und uns was erzählten, ist mancher, der schon untergetaucht war, wieder hoch gekommen... Da hatten zum Beispiel meine Großeltern väterlicherseits eine alte Magd. Äußerlich war sie eine Vogelscheuche, inwendig aber so treu und echt und so mütterlich, daß sie gut eine Schwester von Mutter Brigitte hätte sein können. Und eine Freundin habe ich einmal gehabt, o, die war ganz gewiß ebenso schön und fromm und lieb wie das arme Sneewittchen, und als sie begraben wurde, da hat sie ihr Brauthemd angehabt und einen Myrtenkranz im Haar, und in einem weißen Sarge haben sechs Jünglinge sie hinausgetragen, und die Kränze haben Waschkörbe gefüllt, und die ganze Stadt hat geweint, und der Pastor vor Schluchzen am Grabe nicht reden können — so lieb ist sie allen gewesen. — Na, und ich meine, von Menschen, die ebenso ordentlich und tüchtig sind wie der Fabrikarbeiter,

davon wimmelt's doch! Ein gutes Dutzend, glaub' ich, könnt' ich sofort an den Fingern aufzählen ... Aber unsereins kommt ja auch mehr unter die Leute. Wir haben zu ihnen nicht einen so weiten Weg über Brücken und große Klüfte. Überhaupt, Entdeckungsfahrten nach guten Menschen habe ich nie zu machen brauchen; sie sind mir immer ganz von selbst in den Weg gelaufen ... Ja, und dann weiß ich noch eine wunderschöne Geschichte, und vorgestern abend, als die Geschichte von Sneewittchen auf einmal so traurig wurde, nahm ich mir vor, wenn ich an der Reihe wäre, wollte ich sie erzählen. Denn sie ist auch so rührend. Aber heut hab' ich nun auf einmal keine Lust mehr dazu und möchte lieber was Lustiges erzählen. Denn die liebe Sommerzeit ist eigentlich doch zu schade, um immer traurig zu sein.

Also, was ich sagen wollte, liebe, gute Menschen hab' ich immer im Leben die Hülle und Fülle um mich gehabt. Nur ein einziges Jahr durch war es damit etwas knapp bestellt. Es werden wohl welche in der Nähe gewesen sein, aber wir fanden uns nicht. Aber einen habe ich auch damals zuletzt doch gehabt, und wir beiden sind uns gut geblieben bis auf den heutigen Tag. Von diesem will ich ein bißchen erzählen.

Ein ganzes Nest voll Schwestern waren wir zu Hause: fünf Stück! Alle sind verheiratet, und haben alle Kinder. Eine ist aber schon Witwe; ihr Mann hat sie mit vier Kindern zurückgelassen.

Wir konnten nicht alle ruhig im alten Nest hocken bleiben und warten, bis ein Vogel geflogen kam, der Lust hatte, mit uns ein neues zu bauen. Danach waren

unsere Verhältnisse nicht. Und überhaupt, fünf große Mädchen in einem Hause, das ist ja viel zu viel! Womit sollen sie den Tag hinbringen? Und wie leicht kommt da auch Streit zwischen! Nein, wenn eins von uns eben flügge war, sagten der Vatervogel und die Vogelmutter: „Gelbschnäbelchen, flieg' aus und such' dein Futter selbst!" Und so ein bißchen in die Welt fliegen, das ist ja auch wunderschön. Zum Beispiel ich, wenn ich immer zu Hause geblieben wäre, hätte meinen Mann wohl nie gesehen, und vielleicht keinen abgekriegt. Denn daß wir keine glänzenden Partien waren, war zu Hause bekannt, und dann nehmen die meisten sich schon in acht. In der Fremde fällt schon eher jemand auf unsereins hinein. Das heißt, mit uns fünf Schwestern ist wirklich niemand betrogen, wenn wir auch nichts als 'ne Aussteuer mitgebracht haben. Das hat mein ältester Schwager auf der Hochzeit meiner jüngsten Schwester noch extra gesagt, und mein Mann und die anderen Schwäger haben laut Bravo gerufen.

Als ich zum erstenmal ausflog, ging's in eine sehr alte Stadt. Man konnte an dem Rathaus und den schönen Kirchen sehen, daß sie einmal berühmt gewesen war; aber in den neueren Zeiten war sie wohl nicht mehr recht mitgekommen. Dort sollte ich mit meinen achtzehn Jahren in einer Kaufmannsfamilie „Stütze der Hausfrau bei vollem Familienanschluß" sein.

Sie können mir dreist glauben, daß ich alle meine Lebtage nicht von der Arbeit weggelaufen bin. Ich wette, von den vierzehn Händen hier sind meine beiden die härtesten. Solche schönen Fingernägel wie Sie, Frau

Klara, habe ich mir niemals leisten können. Ich hätte nie gedacht, daß ich noch einmal so faul sein könnte wie in diesen Wochen, hab's mir aber auch nie gewünscht. Aber die Kinder essen ja nun bald alle ihr eigen Brot, da geht's, und ist ja auch zur Abwechselung ganz schön.

Was mir aber damals zugemutet wurde an Arbeit, das war des Guten denn doch zu viel. „Stütze der Hausfrau?" Ich danke! In dem, was die Gnädige tat, brauchte und wollte sie nicht gestützt werden. Denn das war Schlafen, Essen, Trinken, ja Rauchen sogar, Toilette machen, Gesellschaften, Konzert und Theater und Romanlesen. Die Romane mußte ich ihr aus der Leihbibliothek holen. Ih, wie sahen die aus! So, daß ich sie kaum anfassen mochte. Einen habe ich auch mal angefangen zu lesen. Ich danke bestens! Was drin stand, paßte wunderschön zu Einband und Papier.

So lag der Haushalt ganz auf mir. Dazu war ich für die Frau noch etwas wie 'ne Kammerjungfer, und ein drittes Dienstmädchen, das eigentlich nötig gewesen wäre, hab' ich auch wohl noch halb ersetzt.

Der Herr Chef war im Hause ein Schaf. Im Geschäft mag er seinen Mann wohl gestanden haben. Wenigstens sah er ganz so aus, als wäre er statt mit Blut und Leben mit Zahlen und Rechnungen vollgestopft.

Und die Kinder? Was können solche Leute wohl für Kinder haben? Solchen Leuten müßte der liebe Gott eigentlich gar keine Kinder schenken. Die ungezogenen, naschhaften Rangen hätten einem die Schwindsucht anärgern können. Aber die liegt zum Glück nicht in unserer Familie.

Die Herren Ladenjünglinge aßen mit uns am Tisch. Bald fingen sie an, mir den Hof zu machen, und ich hatte zuerst meinen Spaß daran. Denn etwas Spaß will der Mensch doch haben. Als sie aber kühner und deutlicher wurden, ließ ich sie noch deutlicher ablaufen. Und da war dieser Spaß natürlich auch vorbei.

Als ich meine Pappenheimer kannte und fühlte, daß wir uns immer fremd bleiben würden, — es gibt ja Menschen, mit denen kann man nicht warm werden, auch wenn man noch so gern will — dachte ich erst daran, meinen Schließkorb zu packen. Meine Eltern würden dagegen nichts gehabt haben, wenn ich ihnen reinen Wein eingeschenkt hätte.

Ich hatte aber glücklicher- oder unglücklicherweise eine Freundin — halt, nein, eine wirkliche Freundin ist sie nie gewesen, aber als Backfische nannten wir uns so; als sie einmal ihre fünfzehn besten Freundinnen zum Kaffee einlud, gehörte ich mit dazu — also, sagen wir lieber, eine Bekannte hatte ich, die es in keiner Stellung länger als vier Wochen aushielt. Dann war sie plötzlich wieder zu Hause. Das eine Mal sang sie Klagelieder Jeremiä über schlechte Behandlung, das andere Mal verriet sie allen Freundinnen unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, was für ein Unheil ihre Schönheit beinahe wieder einmal angerichtet hätte. So gefährlich hübsch war sie übrigens gar nicht, und ist dann auch sitzen geblieben. Kurz und gut, weil die es so machte, wollte ich es mal anders machen und tapfer mein Jahr aushalten.

Nach Hause schrieb ich immer sehr vergnügte Briefe.

Solche kleine Heuchelei ist ja wohl keine Sünde. Wenn einer erst auf eigenen Füßen steht, soll er nicht mehr mit jeder Kleinigkeit zur Mama laufen. Und überhaupt meine ich, wenn einer die Ohren hängen lassen will, dann mag er das als ein Privatvergnügen betrachten und anderen davon nichts vorsingen. Gewiß, geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Aber deshalb ist es noch lange nicht nötig, mein' ich wenigstens, jedes Schmerzchen mit seinen Lieben zu teilen; denn schließlich hat jeder Mensch schon so sein Päckchen zu tragen.

Ich habe ja wohl schon erzählt, daß mir voller Familienanschluß zugesichert war. Aber dazu gehören zwei, und ich dankte. Wenn ich des Abends mit meiner Arbeit fertig war, stieg ich sofort die drei Treppen zu meiner Kammer hinauf. Die lag oben im Giebel, und unser Haus war eins jener alten Staffelhäuser, die mit ihren vorspringenden Geschossen sich so vertraulich über die Straße gegeneinander neigen, wie alte Nachbarinnen, die sich was erzählen. Man sollte gar nicht denken, daß in einem so gemütlichen Hause so ungemütliche Menschen wohnen könnten. Die Giebelstube des Hauses auf der anderen Seite war mir also ziemlich nahe. Aber sie war nicht von Menschen bewohnt, sondern nur von Spinnen. Die hatten das Fenster dicht zugesponnen. Zuweilen legte sich auch mal eine weiße Katze auf die Fensterbank. Wenn der Mond gerade richtig stand, glänzte ihr weißes Fell wie Silber. Das mochte ich gern sehen. Überhaupt habe ich schöne Katzen ganz gern. Es sind so häusliche Tiere, und ihr Schnurren finde ich allerliebst. Einmal aber gerieten

zwei verliebte Kater sich drüben in die Haare, kratzten und bissen sich und fauchten schrecklich dabei. Das war unheimlich. Wären sie nicht mal zufällig gegen die Fensterscheiben gesprungen, hätte einen wohl die Angst vor Gespenstern und Poltergeistern packen können.

Ich richtete mir mein Giebelstübchen mit den Bildern aller derer, die ich lieb hatte, und mit allerhand Kleinigkeiten, an denen ein Mädchen so seine Freude hat, ganz niedlich ein. Auch zog ich mir aus Knollen Hyazinthen und Tulpen, worin ich auch heute noch immer eine glückliche Hand habe. Aber so recht wohl wurde mir da oben doch nicht. Ich war niemals im Leben allein gewesen, kann's auch heute noch nicht gut sein. Ich meine, der liebe Gott hat uns Menschen doch eigentlich auch füreinander geschaffen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und nun den ganzen Tag zusammen mit Menschen, die einem kein herzliches Wort gönnten, die immer ein Gesicht machten wie ein Pott voll Mäuse — das war noch schlimmer als allein. Und dann die langen Abende, wo es daheim immer so traulich und gemütlich gewesen war, so mutterseelenallein auf der alten Giebelstube, o, das war schrecklich. Wie gewisse Leute solches Alleinsein ihr ganzes Leben lang aushalten, die es jeden Tag besser haben könnten, und sich mit der Gesellschaft eines alten schwarzen Hundes zufriedengeben können, das geht einfach über meinen Verstand!

Wenn ich aus meinem Fenster sah, war da nur das blinde Fenster mit den Spinnwebegardinen und rechts und links lauter spitze, winklige, schiefe, verräucherte

Dächer, endlos, trostlos, und darüber bald der melancholische, einsame Mond, bald schweres, düsteres Gewölk, oder auch der weite Himmel mit all seinen Sternen; unter dem merkte ich es eigentlich am deutlichsten, wie verlassen ich war. Wenn dann der Wind um das alte Gemäuer sauchte und pfiff, wenn die Wildgänse in den Lüften kreischten oder die Katzen auf den Dächern jaulten, das war nicht romantisch und poetisch, wie mal ein Jüngling meinte, dem ich davon erzählte — er ist auch mit hier! — das war einfach gruselig und gräßlich. Es wäre vielleicht noch eher auszuhalten gewesen, wenn ich wenigstens genug Steinkohlen gehabt hätte. Aber damit wurde ich sehr knapp gehalten. Huh, war das ein Winter! Sonst habe ich den Winter gern und freue mich schon den ganzen Sommer auf ihn. Die Menschen kriechen dann so schön zusammen und machen es sich warm und gemütlich. Aber wenn man im kalten Winter bei Menschen ist, die statt warmer Herzen Eisklumpen in der Brust haben, und wenn man dazu nicht genug Steinkohlen hat, das ist schrecklich. Mich friert beinahe heute noch, an diesem warmen Sommerabend, wenn ich nur daran denke. Huh! Mir ist wahrhaftig eben ein Schauder über den Rücken gelaufen!

Aber die Sonne läuft auch durch den längsten Tag, und man friert sich auch durch den einsamsten und kältesten Winter hindurch.

Eines Morgens, als ich mein Fenster öffnete, wehte es mir ganz anders als die Tage vorher entgegen, und drüben auf dem Giebel über dem blinden Fenster saß ein Starmatz mit hängenden, bebernden Flügeln und

sang mir die alte, liebe Botschaft ins Gemüt, daß der Frühling kommen wollte.

Und als ich nach dem Mittagessen auf mein Zimmer kam und wieder aus dem Fenster sah, kündigte der werte Gast sich noch auf andere Weise an. Drüben in dem winterlich öden Fensterrahmen fuhr wie besessen ein Besen hin und her und machte erbarmungslos der staubigen Spinnenherrlichkeit ein Ende. Hinterdrein plantschte eine Sündflut von Wasserströmen gegen die Scheiben. Endlich sprangen die verquollenen Fensterflügel widerwillig kreischend auseinander, und das blinde Glas quietschte vor Vergnügen unter einem Putzlappen.

Dies alles machte die fest zufassende Hand einer Lehrerwitwe, die drüben die oberen Regionen innehatte und Schülern des Gymnasiums Wohnung und Kost gab.

Als sie mich sah, rief sie mir einen fröhlichen guten Tag zu. Wir kannten uns gar nicht. Aber die ersten Frühlingstage bringen die Menschen ja auch näher, ganz ähnlich wie die liebe Weihnachtszeit. O, wie tat mir der freundliche Gruß wohl! Wohler noch als die warme, weiche Luft und als das Morgenlied des Frühlingsboten. Wenn in der menschlichen Stimme nur ein klein wenig Herz mitklingt, so ist das doch die allerschönste Musik.

„Das ist recht, Frau Nachbarin," sagte ich froh, indem ich mich behaglich zum Fenster hinaus in die warme Sonne legte, „daß Sie sich über das alte trübe Fenster endlich mal erbarmen. Es hat mich den ganzen Winter immer so trostlos angesehen."

„So?" fragte sie. „Das soll nun anders werden. Nach Ostern kriegen Sie hier oben in Ihrer Einsamkeit einen Nachbar."

„Einen Nachbar?" wiederholte ich verwundert.

„Ja, und zwar einen jungen Herrn." Sie lächelte schalkhaft und betrachtete mich junges Ding mit ihren guten Augen freundlich und wohlgefällig.

„Einen jungen Herrn?" fragte ich langsam, um die behagliche Unterhaltung in der Sonne recht in die Länge zu ziehen.

„Ja, einen richtigen jungen Herrn, einen Gymnasiasten." Sie unterbrach ihre Arbeit, verschränkte die Arme und machte es sich ebenfalls auf der Fensterbank in der Sonne gemütlich.

„Wie alt ist er denn?" fragte ich.

„Ach, er ist noch 'n bißchen jung. Erst letzte Ostern konfirmiert."

„Ach soo."

„Sie hätten ihn wohl gern etwas älter gehabt?"

„Warum?"

„O, so mit einem netten Schnurrbärtchen!"

„Ich bitte Sie, Frau Nachbarin!"

„Nichts für ungut, liebes Fräulein! Man ist doch auch mal jung gewesen. Was mein seliger Mann war, der wohnte mir als Seminarist auch so vis-à-vis. Ich war nämlich Näherin, und als ich ihn gesehen hatte, ging das Nähen noch dreimal so gut als vorher. Und es war auch im Frühling. Ach ja ..."

„Ist Ihr Mann schon lange tot?"

„Ach ja, liebes Fräulein, vierzehn Jahre, Gott hab'

ihn selig! Aber ich habe ja, Gott sei Dank, auch so mein Brot. Ostern muß ich sogar diese Giebelstube zu Hilfe nehmen. Mein neuer Kostgänger stammt aus der Gegend, wo mein Mann Schule hielt. Er ist auch ein Lehrersohn."

„Wo ist denn Ihre Heimat?"

Sie nannte ein Dorf, das nur zwei Stunden von meinem Heimatstädtchen entfernt lag. Auf einem Ausflug war ich einmal dort gewesen. Sie kannte meine Familie dem Namen nach, und einige gemeinsame Bekannte konnten auch festgestellt werden. So hatten wir in den bisher so toten Giebelfenstern ein hübsches Plauderstündchen von allerhand lieben heimatlichen Erinnerungen. Es war sehr gemütlich.

Ich muß gestehen, daß ich mich auf die Nachbarschaft freute. Einstweilen aber hatte ich meine Freude an den blitzblanken Scheiben gegenüber, die den Gruß der Frühlingssonne nun so schön zurücklächelten, und an den weißen Fähnchen, die Gardinen vorstellen wollten und das Stübchen gleich so freundlich machten.

Ostern war vorüber. Von den bunten Mützen der versetzten Schüler, die unter Aprilschauern auf der beliebten Bummelstraße viel getragen und vor den Töchterschülerinnen mit erhöhter Würde geschwenkt waren, war der erste Glanz schon fort, und der alte Kasten des Gymnasiums wollte sich wieder auftun, um die Jungens so klug zu machen, wie es zu den neuen Farben gehörte. Mein Nachbar konnte also auch jede Stunde drüben einziehen.

So oft ich auf mein Zimmer kam, warf ich einen Blick

hinüber, — bis wir eines Nachmittags an unseren Fenstern voreinander zurückprallten. Das heißt natürlich nur um einige Zentimeter; denn entschlossen voreinander kehrt machten wir nicht. Er hatte sogar guten Tag gesagt, wie er's von seinem Dorfe her gewöhnt war, doch etwas unsicher, weil er wohl schon ahnte, daß hier in der Stadt andere Sitten herrschten.

Ich wollte mit meinem Nachbarn nicht gleich zu intim werden. Deshalb erwiderte ich seinen Gruß sehr gemessen und zurückhaltend. Wenn er wollte, konnte er auch meinen, ich hätte mich nur geräuspert. Das muß er auch wohl getan haben, denn sein Gesicht übergoß sich mit glühendem Rot, und er retirierte vom Fenster, indem er den Rückzug mit einem Hüsteln und mit einem schnell aufgegriffenen Buche deckte. So böse hatte ich es nicht gemeint, und es tat mir leid. Aber es war nun zu spät, und ich zog die Vorhänge zu. Das war ja jetzt nötig, wenn ich mich umziehen wollte, wo das Fenster gegenüber nicht mehr von Spinnen und Katzen bewohnt war.

Meine Unschuld vom Lande hatte mir im ganzen recht gut gefallen. In seinem Gesicht war etwas Sanftes, Träumerisches, aber zum Glück nicht zu viel davon. Die susigen, schläfrigen Gesichter kann ich nämlich nicht ausstehen.

Zu Hause hatte ich die jüngeren Schwestern immer so gern bemuttert, und den älteren war ich eine gute Schwester gewesen. Nun hatten diese schönen mütterlichen und schwesterlichen Gefühle dreiviertel Jahr geruht, und in dem gräßlichen Winter waren sie beinahe

erfroren. Ich kann nämlich nicht gut über zehn Meilen weg lieben; ich muß das, was ich liebhabe, immer so'n bißchen recht dicht bei mir haben. Das ist nun einmal so. Na, nun küßte die warme Frühlingssonne solche Gefühle wieder wach, und was war natürlicher, als daß sie sich jenseits der schmalen Straße in der Giebelstube, die sich so schwesterlich der meinen entgegenneigte, zu schaffen machten, bei dem Landsmann mit den sanften Augen!

Sooft ich auf mein Zimmer kam, trat ich ans Fenster und sandte auch meine Blicke hinüber. Denn man kann doch nicht allein mit Gefühlen arbeiten. Aber o Schmerz! Mein Nachbar blieb unsichtbar, oder man konnte höchstens denken, der Schatten in der Tiefe des Zimmers wäre ein Stück von ihm. Einmal, als ich nach oben kam, sah ich ihn in seinem Fenster liegen und wollte mich an das meine schleichen, um ihn zu begrüßen. Aber unglücklicherweise fiel meine dumme Tür, vom Zugwind erfaßt, etwas hart ins Schloß, und schwupp! war er weg.

Allmählich wurde mir klar, daß an diesem Meiden und Fliehen niemand anders schuld war als ich. Warum hatte ich ihn damals nicht ordentlich wieder gegrüßt? Es kann einen ja schrecklich wurmen, wenn man einen freundlichen Gruß wie in einen Sack hineingerufen hat, und es kommt kein Echo. Ich könnte selbst ein Liedchen, ein trauriges, davon singen. Denn als Pastorin, und weil ich überhaupt etwas voreilig bin, grüße ich die Menschen — ausgenommen natürlich die gebildeten Herren — meistens zuerst. Na, unsereins

kennt die Welt und reißt sich so leicht keine Haare mehr aus. Aber den armen Jungen, der eben aus seinem Dorf in die Stadt kommt und mit seinem treu gemeinten Gruß sitzen bleibt, mußte das ja tief knicken. Und von mir war es herzlos und schlecht gewesen. Wenn er sich doch nur einmal am Fenster zeigen und standhalten wollte! Dann sollte mein Gruß ihm sagen, wie schwesterlich und mütterlich ganz in der Nähe ein Herz für ihn schlug. Aber er kam man nicht.

Ich hatte gedacht, nun sollte in unserer luftigen Höhe in die schiefen Giebelstuben etwas Leben eingezogen sein, aber es war da beinahe noch ebenso tot wie früher. Ich war sehr enttäuscht.

Aber es mochten etwa acht Tage vergangen sein, da kam eines Abends endlich von drüben doch ein Lebenszeichen. Keine Worte, keine Blicke, sondern Töne. Geigentöne nämlich. Er hatte seine Vorhänge heruntergelassen und die Fenster geschlossen. Und doch war das Wetter so, daß jeder vernünftige Mensch sie offen hatte. Obgleich somit offenbar das Publikum ausgeschlossen sein sollte, nahm ich die Klänge doch als nachbarliche Grüße für mich in Anspruch.

Na, als Musik angesehen, war das Spiel nicht weit her. Ein Wunderknabe auf der Geige war mein Nachbar nicht. Er kratzte scharf, man mußte, wie bei Frau Klaras „O du fröhliche“ auf der Ziehharmonika, die Ohren des Herzens aufmachen. Aber das tat ich auch liebend gern. Denn was er aus seiner Geige herausquetschte, das waren die wehmütigen Volksweisen unserer Heimat, die ich vor unserem Städtchen Bursche

und Mädchen an schönen Sommerabenden so oft hatte singen hören. Denn bei uns in den Bergen sitzt Sangeslust in dem Völkchen. Hier in der Heide singen die Leute, scheint's, nur in der Kirche. Wenn die Burschen aus dem Wirtshaus kommen, gröhlen sie bloß, und können wohl nichts als das schöne Lied „von 'n Pastor'n sien Koh". Also die nachbarlichen Grüße waren zugleich heimatliche Grüße, und es wurde mir so recht heimelig dabei. In dieser Stube, in der ich so manches liebe Mal an Leib und Seele gefroren hatte, floß an diesem kühlen Aprilabend, wie ich an meinem offenen Fenster saß, das Blut mir so recht warm und mollig durch die Glieder.

Am nächsten Abend machte mein Nachbar wieder ein halbes Stündchen Musik, natürlich wieder unter möglichstem Ausschluß der Öffentlichkeit. Am dritten Tage freute ich mich bei meiner Arbeit ordentlich ein bißchen auf das Abendkonzert. Aber, o weh, die Geige blieb stumm. Da fehlte mir etwas. So still mochte ich es nun nicht mehr haben. Nun bin ich auch selbst nicht ganz unmusikalisch. Auf dem Klavier hatte ich es nicht ganz weit gebracht, aber singen konnte ich etwas und hatte es in froheren Tagen oft getan. Freilich, auf meiner Giebelstube war mir nach Singen nicht zumute gewesen. Aber diesen Abend hatte ich auf einmal wieder Lust, und meine Lippen kamen unversehens in Bewegung. Erst war es nur ein Summen, aber bald wurde ein richtiges Singen daraus. Ich saß an meinem offenen Fenster und sang, zwar gedämpft, daß es nicht bis zu den Leuten unten auf der Straße kam, aber doch laut

genug, daß es durch die geöffneten Fenster und niedergelassenen Vorhänge bis dahin drang, wo die Lampe meines jungen Gelehrten traulich schimmerte. Es machte sich ganz von selbst, daß ich dieselben Lieder sang, die er gestern und vorgestern gegeigt hatte. Im stillen hoffte ich dabei, durch den Gesang meinen spröden Nachbarn ans Fenster zu locken. Aber damit war es nichts. Im Grunde war ich aber auch schon froh, daß seine Hand nicht um den Vorhang herumlangte, um die Fenster zu schließen. Denn das hatte ich ein wenig gefürchtet.

Am nächsten Abend nahm die Geige wieder das Wort.

Auf diese Weise hielten wir von da an gute Nachbarschaft, obgleich wir uns noch immer nicht zu Gesicht bekamen. Den Tag über drückte er die Schulbank, und ich rackerte mich unten ab und schluckte manchen Ärger. Und des Abends auf meinem Stübchen, da war alles wieder gut. Heut' kamen seine Geigentöne zu mir, morgen meine Lieder zu ihm, übermorgen wechselten Spiel und Gesang oder wagten es wohl gar, wenn auch nur leise, einander zu begleiten. Die Töne bauten zwischen den Giebelstuben eine unsichtbare Brücke, und die Seelchen der Bewohner, die eine des Kochens, Fegens, Plättens, die andere des gelehrten Krimskrams müde, gingen, schwebten, huschten darauf hinüber und herüber.

Und es war merkwürdig, mein Nachbar spielte jeden Abend besser; er zerrte die Töne nicht mehr so heraus. Er fing an, sie zu locken. Sein Strich wurde weicher, zarter, und manchmal hatte sein Spiel sogar schon etwas von der Süßigkeit, die rechtes Geigenspiel haben muß. Ob er Stunden nahm? Das konnte ich nicht

glauben, denn eigentliche Übungsstücke spielte er nie. Dazu hatte sein Vater auch wohl kein Geld. Als Mutter von vier Söhnen weiß ich, was das kostet, wenn man Jungens auf der Schule hat. Die Pension, das Schulgeld, das Taschengeld, die Bücher und das Zeug und das alles — das ist wirklich nicht so leicht...

Eines Abends, es mochte so Mitte Mai sein, kam ich etwas früher wie sonst auf mein Zimemr. Nicht erst gegen neun, halb zehn, wie gewöhnlich, sondern schon bald nach acht. Da sah ich meinen Nachbarn im Fenster liegen. Er träumte andächtig ins Abendrot hinein, das hinter meinem Giebel glühte. Halt, Freundchen, dachte ich, diesmal sollst du mir nicht entgehen. Ich schlich auf den Zehenspitzen durch mein Zimmer, hinter den Gardinen Deckung suchend, und plötzlich, wie Zieten aus dem Busch, guckte ich aus dem Fenster und sagte munter: „Guten Abend, Herr Nachbar."

Er fuhr zusammen. Seine Augen ließen jäh das Abendrot fahren, sein Gesicht, von diesem sanft überhaucht, färbte sich auch von innen rot, und er stammelte: „Gunabend." Ich merkte wohl, daß er sich schleunigst in seine Gemächer zurückziehen wollte. Deshalb sagte ich schnell: „Ein schöner Abend heute abend."

„Jaa," bestätigte er mit einem schnellen scheuen Blick halbrechts ins Abendrot.

Wieder fürchtete ich, er wollte verschwinden, und sagte: „Überhaupt ein sehr schönes Frühjahr in diesem Jahre."

„Jaa."

„Gestern abend, als Sie so schön spielten: Der Mai ist gekommen, da konnte ich es nicht lassen, ich mußte

mitsingen. Sie genießen gewiß den Mai in vollen Zügen da draußen im Stadtwald. Ja, wer das so haben kann!“

„Ja... aber wir haben in der Schule immer so viel auf...“

Er warf einen Blick in sein Zimmer zurück. Es zog ihn offenbar vom Abendrot und von der freundlichen Nachbarin zu seinen Büchern.

„Wissen Sie, daß wir so halb und halb Landsleute sind?“ fragte ich, um ihn zu bannen.

„Jaa, meine Wirtin hat sowas gesagt.“

„Wie nett, daß wir nun hier in der fremden Stadt Nachbarn geworden sind!“

„Ja... aber ich habe meinen Aufsatz noch nicht fertig, nun muß ich wohl...“

„Wie heißt das Thema?“

„Wir sollen ‚die alte Waschfrau‘ von Chamisso in Prosa übersetzen.“

„Ach, die kenn' ich auch. Das ist ja nicht schwer.“

„Aber ich muß wirklich...“

„Bitte noch einen Augenblick!... Spielen Sie schon lange Geige?“

„Bald zwei Jahre.“

„Sie haben sich aber diese Wochen schön geübt.“

„So—o?“

„Sie führen den Bogen schon viel sanfter.“

„Meinen Sie?“

„Aber Sie müssen die Fenster beim Spielen offen lassen! Wer hat denn wohl an Maiabenden die Fenster zu! Die feinen, leisen Töne hört dann ja kein Mensch.“

Er wurde aufs neue rot, machte eine etwas steife Verbeugung, „Auf Wiedersehen!“ rief ich ihm noch zu, und er war verschwunden.

An diesem Abend spielte er natürlich nicht, und ich unterließ das Singen auch, um ihn mit seiner alten Waschfrau allein zu lassen.

Aber auch den nächsten Abend lauschte ich vergebens am Fenster, daß es wieder ein kleines Konzert geben sollte.

Am zweiten Abend sandte ich meine schönsten Lieder lockend hinüber. Aber sie weckten drüben kein Echo.

Ob die alte Waschfrau noch immer in der Luft lag? Sie ist sonst eine meiner Lieblingsgestalten in der deutschen Dichtung. Denn wir wollen beide ganz dasselbe. „Auch ich, an meinem Abend, wollte, ich hätte, diesem Weibe gleich, erfüllt, was ich erfüllen sollte, in meinen Grenzen und Bereich“, und ich hoffe zu Gott, wenn es so weit ist, soll daran nicht zu viel fehlen. Aber sie, die es doch auch verstand, „am Kelch des Lebens sich zu laben“, hätte es uns doch auch bald wieder gönnen sollen, daß wir nach Feierabend ein bißchen wieder an ihm nippten.

Aber endlich merkte ich, daß ich mich an meine eigene Nase fassen mußte. Ich hätte über die feine, unsichtbare Brücke, die von Tönen zwischen unseren Giebelstuben gebaut war, nicht viel Worte machen sollen. Damit hatte ich sie vielleicht zerstört, und meine schönsten Lieder konnten sie nicht wieder herstellen. Das kommt davon, wenn einer das Herz zu sehr auf der Zunge hat.

So konnte es denn aber auf die Dauer doch nicht bleiben. Nach fünf oder sechs Tagen erklangen eines

Abends drüben wieder die Saiten, und auch mein Wunsch war erfüllt: Fenster und Vorhänge waren weit geöffnet, und ich konnte die Gestalt des jungen Musikanten in der Tiefe des Zimmers erkennen. Es schien mir auch, daß er von Zeit zu Zeit nach mir herüberschielte. Aber es wollte mir vorkommen, als hätten die Töne ihren feinsten, zartesten Schmelz verloren. Zuerst war einige Unsicherheit in seinem Spiel, und später etwas Absichtsvolles. Auch sang ich nun wieder. Aber auch nicht mehr so harmlos und natürlich als früher. Kurz und gut, vorher war es viel netter gewesen. Einem, der nicht genug kriegen kann, geht es eben genau so, wie jenem berühmten Hund mit dem Stück Fleisch. Die Geschichte kennt man ja von Kindesbeinen an, aber gelernt hat man daraus nichts.

Mein Jahr in der unangenehmen Familie ging zu Ende, und länger wollte ich natürlich auch keinen Tag bleiben. Auch die Nachbarschaft konnte mich nicht halten. Die war ja immer ganz angenehm geblieben. Hin und wieder hatten wir uns auch über die Straße weg ein paar Minuten unterhalten. Es war aber nie viel dabei herausgekommen. Denn der gute Junge war gar zu blöde und befangen, als ob er noch niemals in seinem Leben ein Wort mit einem jungen Mädchen gewechselt hätte.

Mit Abschiednehmen brauchte ich nicht viel Zeit zu verlieren. Ich hatte ja kaum Bekanntschaften angeknüpft. Aber von meinem Nachbarn wollte ich mich doch nicht auf französische Manier verabschieden.

Es war am letzten Juni, ich hatte den Nachmittag

und Abend meine Sachen gepackt, und darüber war es fast zehn Uhr geworden. Da trat ich an mein Fenster, lugte auf die Straße hinab, ob sie auch von Menschen leer wäre, und rief durch die hohlen Hände hinüber: „Herr Nachbar!“

Drüben regte und zeigte sich nichts.

„Herr Nachbar!“ rief ich noch einmal.

Jetzt warf die Lampe dort einen menschlichen Schatten gegen den Vorhang. Der wollte aber nicht recht von der Stelle weg und schien sehr unschlüssig.

Da rief ich zum drittenmal, lockend und dringlich: „Lieber Herr Nachbar!“

Jetzt endlich ging der Vorhang in die Höhe, und der Dreimalgerufene schaute heraus, vom Vollmond hell beleuchtet.

„Herr Nachbar,“ sagte ich, „ich wollte nicht abreisen, ohne Ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen.“

„Wa—as? ... Sie gehen weg?“ fragte es zurück.

„Ja, meine Zeit ist herum. Es tut mir beinahe leid, weil wir immer so gute Nachbarschaft gehalten haben.“

Was war das? Seufzte da nicht etwas?

„Aber bitte,“ fuhr ich fort, „spielen Sie mir zum Abschied doch noch mal ein Lied vom Scheiden und Meiden.“

Er zögerte.

„Bitte,“ wiederholte ich, „die Straße unten ist so still und leer. Wir beiden sind hier oben unter dem Dach ganz allein.“

Er verschwand vom Fenster, und ich hörte, wie er die Geige aus dem Kasten nahm und sie sorgfältig abstimmte.

Endlich erschien er wieder, und den Blick seitwärts zum Monde erhoben, begann er zu spielen.

Mein Mann hat mir zum letzten Geburtstag ein kleines Heft mit Bildern geschenkt. Es hat nur eine Mark gekostet, ist aber sehr schön. Ein berühmter Maler, Hans Thoma heißt er, glaub' ich, hat sie gemalt. Dabei ist auch ein Bild, da sitzt ein Junge, wie es scheint, ein Schneidergesell, abends spät im Garten unter einem Baum, und vor ihm blühen weiße Lilien, und der Vollmond glänzt in seinem Gesicht und versilbert ihm auch die Hemdärmel und Hosenkanten... Was lachen Sie? ... Ach so, Sie kennen das Bild auch. Das freut mich, dann brauche ich's ja nicht weiter zu beschreiben. Nun, so wie der die Geige streicht und den Kopf ein wenig schief hält und große Augen macht, das ist beinahe ganz genau mein Nachbar, wie er damals in seinem Fenster stand. Ach, der Mond und so ein paar große, träumerische Jungensaugen, die passen gut zusammen... Noch einmal hielt die alte, liebe Brücke, und es waren wunderbar süße Töne, die auf ihr durch die weiche Sommernacht zu mir gewandert kamen. Zuweilen nahmen auch die stillen großen Augen denselben Weg, aber sie kehrten immer wieder langsam zu ihrem Freund am Himmel zurück.

Als das Lied aus war und die Geige auf der Fensterbank lag, kam es im Flüsterton herüber: „Nun müssen Sie auch noch einmal zum Abschied s i n g e n."

„Was soll's denn sein?"

„Bitte, das Lied von dem Wanderer."

„Der vom Gebirge herkommt?"

„Ja."

Ich wartete, bis ein Wanderer, der unten gerade vorüberging, um die Ecke verschwunden war. Dann ging's los:

„Ich komme vom Gebirge her.
Es dampft das Tal ..."

Zuletzt heißt's in dem Liede ja:

„Da, wo du nicht bist,
Da ist das Glück ..."

Bei diesen Worten sah ich drüben etwas blinken. So blinkt es nur, wenn Mondlicht und Tränen sich zusammentun ...

Ich wollte keine gar zu große Wehmut und Rührseligkeit aufkommen lassen. Deshalb rief ich munter hinüber: „Lieber Herr Nachbar, ich wünsche Ihnen zu guter Letzt, daß das Glück immer da ist, wo Sie auch sind."

Aber o weh, o weh!

Wie Geisterhauch kam's mir zurück mit todtrauriger, von Tränen erstickter Stimme:

„Da, wo du nicht bist ... da ... ist das Glück."

Sprach's, fuhr sich mit der Hand über die Augen und verschwand. Gleich darauf verlosch auch seine Lampe.

Der Mond machte ein sehr kurioses Gesicht. Er schien sich diebisch zu freuen über das, was er da wieder einmal gesehen hatte.

Und ich? Ich faßte mich an den Kopf, und es fiel wie Schuppen von meinen Augen. Das war ja klar, der gute Junge war sterblich in mich verliebt ...

Der Arme!

Nun lag er wohl im Zeug auf seinem Bett, wühlte den Kopf in die Kissen, feuchtete sie mit Tränen und verzweifelte zum erstenmal an seinem Glück.

Ach, ich konnte mich ja so gut in seine Lage versetzen. Ich hatte nämlich meine erste Liebe schon hinter mir. So eine ganz heimliche, wissen Sie, von der niemand nichts weiß. Am wenigsten natürlich er, den sehen und lieben eins war. Und als er nach drei Tagen eine andere nahm, da wollte mir das Herz brechen. —

Was hatte ich angerichtet! Unter den Liedern, die ich zu ihm hinübergesungen hatte, waren manche Liebeslieder gewesen: Kein Feuer, keine Kohle, Das Lieben bringt groß' Freud', Jetzt gang i ans Brünnele, und wie sie alle heißen. Ich hatte mir aber natürlich nichts weiter dabei gedacht. Aber nein, ich will ehrlich sein. In der wunderlichen Unruhe des Frühlings, die in meinem jungen Blute war, hatte ich wohl etwas gedacht und gehofft, nämlich, daß eines Tages jemand kommen sollte, um all das Schöne, wovon jene Lieder sangen, mir noch tausendmal so schön zu erfüllen. Aber an den guten Jungen hatte ich wirklich mit keinem leisen Gedanken gedacht. Wie konnte er das nur auf sich beziehen!

Na, ein Herz verträgt erst allerlei, bis es kaputt geht. Meins war ja seinerzeit auch nicht gebrochen. Und so beruhigte ich mich denn auch bald über das meines unglücklichen Nachbarn.

Ein paar Tage, dachte ich, würde er in der Schule durch Unaufmerksamkeit auffallen, vielleicht auch des-

wegen einen Strich bekommen, oder im schlimmsten Fall eine Stunde nachsitzen. Und abends würde er an seinem Fenster stehen und abwechselnd zu meiner Giebelstube, die so still und stumm geworden war, hinüber- und zum alten ehrlichen Mond hinaufschauen, und die Geige unters Kinn drücken und dem guten alten Herrn vorklagen, was der schon so oft hat hören müssen, aber noch immer wieder so geduldig mit angehört: Guter Mond, du kannst es wissen, denn du hast ein treu Gemüt — halt, nein! das ist ja aus: Unser Kaiser liebt die Blumen, denn er hat ein zart Gemüt — Guter Mond, du kannst es wissen ... weil du so verschwiegen bist, warum meine Tränen fließen und mein Herz so traurig ist.

Und dabei lernt er das Geigenspiel noch immer besser. Denn nicht nur der Liebe Lust, auch der Liebe Leid ist ein guter Lehrmeister. Und wenn er sich dann alles vom Herzen heruntergefiedelt und -geseufzt hat, ist inzwischen aus dem weichen Jungen ein Jüngling geworden, und aus dem wird dann, wenn's Zeit ist, auch wohl noch mal ein rechter Mann. Die Herren Oberlehrer und Professoren sollen sich nur ja nicht einbilden, daß sie allein das fertig kriegen können, mit dem alten Homer und mit alten Waschfrauen und solchen Geschichten. Nein, wir Frauensleute müssen ihnen dabei helfen. Und auf mütterliche und schwesterliche Art allein bringen wir es auch nicht zustande, es muß noch 'n bißchen was anderes mit dabei sein ...

Mein Jüngster, der Seemann, hat auch schon eine heimliche Liebe, von der niemand was weiß. Nur

seine Mutter hat natürlich so ihre Ahnung, und der ist's immer ein rechter Trost, wenn der Junge in die fremden Häfen kommt. Wenn sein Mädchen sich nur nicht gar zu bald anderweitig verloben wollte! Denn man kann nicht wissen, ob er so schnell eine Herzensheilige wiederfindet, die mit ihm über die Meere segelt und in der Fremde an Land geht.

Kurz und gut, ich beruhigte mein Gewissen schnell wegen dessen, was ich drüben angerichtet hatte. Ja, schon während ich noch einige Kleinigkeiten einpackte, hatte ich eine heimliche Freude darüber. Vor einem Vierteljahr saß ich so einsam und verlassen hier in der kalten Stube, und nun auf einmal drüben in einem Herzen weich und warm als unbestrittene Herzenskönigin, als einzige Herzensheilige. Das ist doch ein angenehmes Plätzchen für Leute, die es gern ein bißchen warm haben. Auch wenn man weiß, daß man über kurz oder lang hinausgeworfen wird, nimmt man für ein Weilchen ganz gern vorlieb, bis sich endlich ein Herz findet, in dem man sich für alle Ewigkeit einnisten kann.

Und nun spitzt die Ohren, liebe Zuhörer! Es kommt eine kleine Überraschung. Mein Wunsch für meinen unglücklichen Nachbarn, er und sein Glück möchten sich noch einmal finden, ist über alle Maßen herrlich in Erfüllung gegangen. Er ist heute außerordentlich glücklich verheiratet, hat eine kleine, muntere Frau und ein halbes Dutzend Kinder, vier Söhne und zwei Töchter...

Hihihi ... ahnen Sie was? ...

Der hochgelehrte Herr Professor hat sogar 'ne Brille auf und merkt noch immer nichts ...

Endlich! Endlich beginnt es auch ihm zu tagen ...

Natürlich! Mein verliebter Nachbar von damals, das ist doch heute mein lieber Mann. Das Gedicht in seinem Kasten voll Frühlingssonne und Herzenswonne hat er doch natürlich auf mich gemacht!

Daß Sie das nicht gemerkt haben! Hahaha.

Auch Sie nicht mal, liebe Klara! Das kann mich eigentlich am meisten freuen.

Ein paarmal hatte ich große Angst, daß mein Mann sich verraten und mir den Spaß verderben würde. Aber mit Augenblinkern habe ich ihn noch immer mit genauer Not eben wieder gebändigt. Und das hat auch keiner gemerkt! Sind Sie denn mit Blindheit geschlagen? Hahaha ... Es ist zu spaßig ...

Pst, pst, Männchen! Jetzt habe ich noch das Wort, und ich bin noch nicht zu Ende ... Die Jahre liefen hin, und ich sah mich noch tüchtig in der Welt um. Drei Körbe habe ich im ganzen ausgeteilt; zwei ohne Besinnen, aber den letzten nur zögernd und mehr durch die Blume. Den, der mit ihm abzog, habe ich eigentlich ganz gern gehabt, und als ich ein bißchen in die Jahre kam, sagte ich mir: Hättest du ihn nur genommen! Denn zu 'ner alten Jungfer passe ich nicht gut. Aber es war doch wieder mein guter Stern gewesen, der mich geleitet hatte. Denn eines Tages lernte ich einen Kandidaten des Predigtamtes kennen. Wir guckten uns etwas tiefer in die Augen, und siehe da, erkannten uns als die guten Nachbarn von den Giebelstuben! War das eine Freude! Es dauerte natürlich nicht lange, so glimmte bei ihm die alte Liebe unter der Asche wie-

der durch. Denn wenn ich auch schon auf die Dreißig zuging, so hatte ich mich doch gut gehalten. Und bei mir schlug die mütterliche und schwesterliche Liebe von dazumal schnell in die bräutliche um. Denn der da vor mir stand, das war akkurat der Mann, auf den ich so lange gewartet, wegen dessen ich die drei anderen hatte ablaufen lassen. Auch das Schnurrbärtchen, von dem die Lehrerwitwe sprach, als sie mir beim Frühjahrsreinemachen im Giebelfenster meinen Zukünftigen prophetisch, ohne es selbst zu ahnen, ankündigte, fehlte nicht. Bald ist er dann freilich dem geistlichen Amt zum Opfer gebracht. Denn Schnurrbärte wagten sich damals noch nicht recht auf die Kanzel hinauf.

So, nun muß ich aber aufhören, denn seinen eigenen Ehemann kann man doch unmöglich als Herzensheiligen feiern. Dafür kennt man ihn zu gut, und den alten Adam, den er mit sich herumträgt, auch. Aber eine Minute müssen Sie noch sitzenbleiben. Ich habe meinen Strumpf im Augenblick fertig. Es lohnt sich wirklich nicht, noch einmal dabei anzufangen.

Der einstige Herzensheilige schüttelte lächelnd den Kopf. Die anderen klatschten in die Hände, am lautesten und anhaltendsten der Bürgermeister.

„Reizend, wirklich niedlich,“ sagte Frau Klara ein klein wenig säuerlich.

„Kleine Frau, Sie sind um Ihre Herzfrische und Herzkraft zu beneiden,“ meinte ihr Gatte.

„Herzkraft? Oh nee, ich habe sogar 'n Anfang von einem kleinen Herzfehler ... Fertig! Sehen Sie, solche großen Füße hat mein Seemann!“

Frau Elisabeth, haben Sie sich schon für ein bestimmtes Plätzchen zum Erzählen entschieden?"

„Nein, Herr Doktor ..."

„Ich wüßte wohl eins."

„So?"

„Darf ich führen?"

„Bitte. Aber ich hätte gern eins, wo man auch ein wenig merkt, daß heute Sonntag ist."

„Seien Sie nicht bange, daß ich Sie hier abwärts in dicken Wald oder auf die hohe Heide führe. Ich werde Ihren Geschmack schon treffen."

Die beiden gingen auf schattigem Waldwege nebeneinander, sie fast noch stiller als gewöhnlich, der andere nun auch wieder schweigend, um sie nicht zu stören. Die übrigen waren ein wenig zurückgeblieben.

Es ging dem guten Familienvater mit der weiblichen Hälfte seiner Familie sehr verschiedenartig.

Gott sei Dank, daß du unbeweibt geblieben bist, seufzte er manchmal im stillen, wenn Frau Klara einmal so recht im Zuge war. So eine kleine muntere Frau ist nett, aber ob's einem auf die Dauer nicht zuviel werden könnte? dachte er wohl einmal bei Frau Emilies munterem Geplauder. Frau Elisabeth aber hatte so gar nichts, was sich aufdrängte. In ihrer Nähe fühlte er sich wie von Waldluft, wie von der Natur selbst umgeben. Da wurde ihm immer so seltsam still und wohl. Aber

auch leise Wehmut regte sich irgendwo tief drinnen, und er fühlte eine Leere in seinem Leben ...

Nicht weit vom Ziel brach er das Schweigen.

„Frau Elisabeth, wie freue ich mich, daß Ihnen gerade der Sonntagnachmittag zugefallen ist ..."

„Warum?"

„Ach ... ‚Muttern' könnte ich heute nachmittag nicht gut hören."

Sie sahen sich lächelnd an.

„Es ist eigentlich sonderbar, daß man sich nun hinsetzen und erzählen soll ..."

„Offen gestanden, ich habe bis auf diese Stunde immer gefürchtet, Sie würden streiken."

„Das wollte ich eigentlich auch. Aber es ist wirklich so, wie Sie damals sagten: der eine Herzensheilige lockt den anderen aus seinem Versteck hervor."

Sie traten jetzt aus dem Walde heraus und blieben stehen.

Felder senkten sich vor ihnen in sanftem Abfall bis zu einem Dörfchen im Grunde. Nur hin und wieder trug noch eins den goldigen Schmuck reifer Ähren. Sonst standen diese in Garben gebunden und zu Hocken vereinigt in regelmäßigen Abständen und geraden Reihen feldauf, feldab. Auch das Einfahren hatte schon begonnen. Die Ernte war also in vollem Gange. Dennoch war in der ganzen Runde keine Hand an der Arbeit, keine Sense erklang, kein Wagen knarrte. Ein alter Bauer in weißen Hemdsärmeln ging langsam und schwerfällig zwischen seinen Hocken. Er untersuchte wohl, ob der Erntesegen morgen eingebracht werden

könnte. Vor dem Dorf, auf den Stoppeln einer abgeernteten Breite, spielten sonntäglich gekleidete Kinder Schlagball. Ihr Rufen, untermischt mit lustigem Hundegebell von der Dorfstraße, klang zum Waldrande herauf. Fern links auf der braunen Heide weidete eine graue Schafherde, oben in tiefblauen Himmelswiesen eine leuchtend weiße. Ein Trauermantel umschwebte feierlich eine einsame Birke, die ein paar Schritte aus dem Walde herausgetreten war.

„Ja, hier ist es Sonntag ...“ sagte Frau Elisabeth und sah ihren Führer warm und dankbar an.

„Nicht wahr? ... Hier unter dieser jungfräulichen Hängebirke, den Wald im Rücken, müssen wir uns niederlassen. Sie lehnen sich an den Baum und haben das schöne, friedliche Sonntagsbild vor sich.“

Inzwischen waren auch die anderen herangekommen, und man nahm unter der Birke Platz.

Am Vormittag hatten einige den Gottesdienst im Kirchdorf mit gefeiert, das eine Stunde von Bohlersen entfernt lag. Da es infolgedessen etwas später geworden als gewöhnlich, hatte man Ludwig Richter zu Hause gelassen. Und Frau Elisabeth begann. Sie sprach mit sanfter, leiser Stimme. Manchmal hielt sie einen Augenblick inne und ließ ihre stillen Augen durch das Tal wandern, das im Sonntagsfrieden vor ihr lag.

Von einem Kinde, einem kleinen Mädchen, will ich erzählen, das meinem Mann und mir eine liebe Herzensheilige geworden ist ...

Es war im achten Jahr unserer Ehe, da besuchte ich

im Spätsommer eine Jugendfreundin, eine rechte Herzensvertraute von mir. Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Sie war Diakonisse geworden und leitete ein Kinderkrankenhaus.

In der Dämmerung eines Sonntagabends saßen wir in einer Laube des Anstaltsgartens und sprachen vertraulich von unserem Leben ...

Da kam die Rede zuletzt auch auf das Kreuz, das mein Mann und ich in unserer Ehe schweigend miteinander trugen. Aber die schwerere Last liegt in solchen Fällen doch wohl auf den Schultern der Frau; der Mann hat ja seinen Beruf ...

Als ich der Freundin mein Herz ausgeschüttet hatte, legte sie sanft ihre Hand auf meinen Arm und sagte in ihrer stillen Art: „Elisabeth, ihr solltet ein Kind annehmen."

Ich schüttelte traurig den Kopf.

Der gleiche Gedanke war mir auch wohl schon gekommen. Aber ich hatte es dann doch immer wieder so unnatürlich gefunden, mütterliche Liebe durch eine Anstrengung des Willens auf ein fremdes Kind zu übertragen, das in der Zeitung oder sonstwie ausgeboten wurde.

Das sagte ich der Freundin auch.

„Gegen dein Gefühl," meinte sie, „darfst du das freilich nicht tun. Das Beste, was ein Menschenherz zu verschenken hat, muß von selber aus seinen Tiefen emporquellen. Es darf nicht mit Gewalt heraufgepumpt werden."

Da ich von jeher sehr kinderlieb bin, hielt ich mich

während meines Besuches bei der Freundin viel in den Krankensälen auf.

Kranke Kinder haben ja etwas unendlich Rührendes. Zumal wenn ein Seelchen hier auf der Erde nicht bleiben will, wenn es sich anschickt, in seine Heimat zu enteilen, ist seine zarte Hülle oft von einer Lieblichkeit, die tief ins Herz greift ...

Einen kleinen Jungen mit großen, dunklen Frageaugen in dem geschwundenen Gesichtchen, den eine zarte Schwester von seltener Mütterlichkeit betreute, werde ich nie vergessen ...

Wenn ich die kleinen Patienten in den weißen Betten mit einem Blümchen oder Bildchen oder einer kleinen Geschichte erfreut hatte, ging ich gern auch in den grünen Garten hinunter, zu den Genesenden, in denen die Jugendlust wieder durchzugrünen begann, um mit ihnen zu spielen.

Dabei geschah es einmal, daß ein kleines Mädchen von vier Jahren, das meine Hand ergriffen hatte, wie das Spiel es so mit sich brachte, sie gar nicht wieder loslassen wollte. Es hielt sie mit beiden Händen fest und störte dadurch das Spiel.

„Was hast du denn?“ fragte ich zuletzt.

Sie blickte mit glänzenden Augen zu mir auf: „O, Tante, du hast so schöne warme Hände!“ Und holte sich auch meine andere Hand und ordnete die vier Hände so, daß ihre kalten in meine warmen zu liegen kamen. So stand sie eine Weile und hielt die Augen wie in Verzückung geschlossen. Plötzlich aber ließ sie mich los, tat einen Freudensprung und streckte jubelnd

beide Arme in die Luft, wie Ludwig Richters Kinder tun, wenn sie mit ihrer Lebenslust nicht wissen wohin. Ich sah ihr verwundert zu. Das kleine Ding war gar nicht wiederzuerkennen, so voller Lust und Leben war es jetzt.

Als ich am nächsten Tage wieder auf den Spielrasen kam, dauerte es nicht lange, so hatte ich dasselbe Kind an meinen Händen, und aufs neue mußten diese die kalten Kinderhändchen erwärmen. Ich sah mir das kleine Mädchen — es hieß Ännchen — jetzt genauer an. Es gab niedlichere und hübschere auf dem Spielplatz. In ihrem Gesicht fiel mir ein merkwürdig alter, sorgenvoller Zug um den Mund auf. Überhaupt erinnerte sie an eine Blume, die viel Schatten und wenig Sonne gehabt hat. Streichelnd erwärmte ich ihr nach den Händen auch die kalten, blassen Bäckchen. Und zuletzt nahm ich das ganze kleine Ding und drückte es fest an mich. Wehmütig und süß durchrieselte es mich, wie der kleine Körper trotz kalter Händchen und Bäckchen so warm in meinen Armen ruhte und so innig sich mir anschmiegte.

Als ich das Kind wieder auf die Erde setzte, blieb es vor mir stehen, sah mich mit großen, glänzenden Augen an und rief: „Oh . . . !"

Den zitternden Freudenklang dieses Ausrufs und den Glanz der staunend auf mich gerichteten Augen wurde ich den Tag nicht wieder los.

Am Abend verschaffte ich mir heimlich von einer Schwester, ohne daß meine Freundin darum wußte, Klein-Annas Aufnahmepapiere. Nach diesen war sie

in einer gewissenlosen Privatpflege arg vernachlässigt worden und sollte nach ihrer Genesung im Waisenhause der Stadt erzogen werden. Es war eins jener armen Wesen, die bei ihrem Eintritt ins Leben kein Vater glücklich und dankerfüllt auf die Arme nimmt. Vielleicht war vor und nach der Geburt schon so viel an ihm gesündigt und verdorben, daß auch treueste Liebe das nicht wieder gutmachen konnte.

In der folgenden Nacht fand ich lange Zeit keinen Schlaf. Meine Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit dem Kinde. Einmal schickte ich es ins Waisenhaus, und dann wieder holte ich es in mein eigenes Heim und sah es dort lustig umherspringen. Als ich endlich einschlief, setzten Träume das bunte Spiel der Gedanken fort. Bald zeigten sie mir das Kind als verschwimmenden Punkt in weiter Ferne, bald legten sie es mir warm und weich ans Herz. Als der Traum es mir nun wieder einmal in die Arme gab, wollte ich es fest umschließen, damit es mir nicht aufs neue entführt werden könnte. Dabei erwachte ich. Und nun war ich bald entschlossen, wenn das Kind mein werden könnte, alle Bedenken zu überwinden und ihm die ganze Liebe zu schenken, die einem kleinen, werdenden, hilfsbedürftigen Menschlein zu schenken mein Herz schon so lange im stillen sich gesehnt hatte. Ich fühlte plötzlich eine hohe, helle Freudigkeit dazu in mir. Ich wollte nicht glauben an die Kraft zweifelhaften Blutes, ich wollte allein glauben an die Allmacht der Liebe. Das ist und bleibt ja immer der größte und schönste Glaube.

Am nächsten Morgen reiste ich nach Hause, um mir

die Zustimmung meines Mannes zu holen. Daß er sogleich einwilligen würde, erwartete ich nicht. Er konnte ja nicht wissen, ob es ihm möglich sein würde, für das ihm unbekannte Kind väterlich zu empfinden, ja nicht einmal, ob dieses ihm auch nur einigermaßen sympathisch war. Wie einsam und unbefriedigt ich mich oft fühlte, wußte er, der in seinem Beruf ja auch ohne eigene Kinder mit der Jugend lebte, doch auch wohl nicht ganz. Sein Hauptbedenken aber kleidete er in die Frage: „Elisabeth, wird das fremde Kind nicht trennend zwischen uns beide treten?"

Ich sagte voll Vertrauen: „Das fürchte ich nicht. Ich hoffe vielmehr, es soll uns näher zusammenbringen."

„Ist das noch nötig?" fragte er.

Ich sagte leise: „Ja."

Eine andere Antwort durfte ich nicht geben.

Wir standen uns damals nicht so nahe wie heute ...

Mein Mann schwieg. Er mußte mir recht geben ...

Er hat mich selbst gebeten, von unserer kleinen Herzensheiligen zu erzählen. So darf ich denn auch diese Dinge berühren.

Wir haben es nun aber stets so gehalten: Wenn wir vor wichtigen Entscheidungen standen und nicht einig waren, haben wir nicht die einzelnen Gründe für und wider ängstlich gegeneinander gemessen, haben nicht ein jeder mit seiner Kraft und Ausdauer die Sache ausgekämpft, sondern der andere ist unter Aufopferung seiner besonderen Wünsche vertrauensvoll dem gefolgt, der das

stärkste und unmittelbarste Gefühl in die Wagschale zu werfen hatte und am mächtigsten den Zug des Herzens fühlte. Denn der Zug des Herzens ist Gottes Stimme. So sagte denn auch mein Mann, nicht sofort, sondern als wir am nächsten Tage auf die Angelegenheit zurückkamen: „Elisabeth, ich sehe, daß du innerlich deiner Sache gewiß und sicher bist. Darum kann ich dir nicht entgegen sein. Ich lasse dir also freie Hand. Aber, bitte, binde uns nicht für alle Zeit! Laß uns abmachen: Wenn übers Jahr einer von uns, du oder ich, zu der Überzeugung gekommen sein sollte, daß er ohne das Kind glücklicher mit dem anderen leben würde, dann soll dieser ohne Widerwort ihm das Opfer der Liebe bringen, sich von jenem zu trennen, und wenn es ihm noch so fest ans Herz gewachsen sein sollte.

Auf diese Bedingung konnte ich mit Freuden eingehen. Denn ich war überzeugt, das kleine Ding, das mein Herz im Handumdrehen genommen hatte, würde in einer so langen Zeit auch eine stärkere Festung erobern können.

So reiste ich denn gleich am nächsten Morgen hin, um mein Kind zu holen.

Die Verhandlungen mit der Vormundschaft vermittelte meine Freundin, und sie führten schnell zu dem gewünschten Ziele.

Die Schwestern erzählten mir, Klein-Anna habe jeden Tag nach der Tante mit den warmen Händen gefragt und am Abend vorher in ihrem Nachtgebet den lieben Gott gebeten, sie wieder herzubringen. Das mußte

etwa um dieselbe Stunde gewesen sein, wo ich die entscheidende Aussprache mit meinem Mann gehabt hatte ... über dieses merkwürdige Zusammentreffen war ich sehr froh. Ich glaubte nun noch sicherer in dem Zug meines Herzens eines Höheren Stimme zu erkennen, und Vertrauen konnte mit der Liebe zu meinem Werke einen schönen Bund schließen.

Als ich Klein-Anna sagte, daß sie jetzt mit mir reisen und immer bei mir bleiben sollte, sah sie mich ungläubig an und sagte:

„Tante ... ich glaube, du lügst."

„Ännchen, solch häßliches Wort mußt du nicht gebrauchen."

„Aber es ist doch nicht wahr ..."

Ich schloß sie in meine Arme und sagte: „Ja, es ist wahr! Du bist und bleibst nun meine liebe, süße kleine Tochter."

Einige Tage blieb ich bei meiner Freundin, um das Kind einzukleiden. Ich hätte das ja mit größerer Ruhe zu Hause tun können. Aber soviel ich dabei machen konnte, wollte ich dem Pflegevater sein Töchterlein gleich so unter die Augen führen, daß diese mit Wohlgefallen auf ihm ruhen konnten.

Als wir in einer Droschke von dem Kinderhospital zum Bahnhof fuhren, überholten wir einen anderen Wagen, der mit dem unseren von demselben Orte kam, aber ein anderes Ziel hatte. Er führte jenen lieblichen Knaben mit den großen dunklen Frageaugen von dannen.

„Guck mal, den großen blanken Hottewagen!" jubelte

mein Ännchen. Da überlief es mich kalt, und ich drückte das mir anvertraute junge Leben fest und warm an mich ...

Meine Erzählung muß nun für eine kurze Strecke auch zu einem Gerichtstag werden, nämlich über den Pflegevater wider Willen. Er lächelt. Er freut sich schon darauf.

Der kleinen Irrungen und Wirrungen von damals zu gedenken, hat heute ja nichts Bitteres mehr. Im Gegenteil, es führt auch zu jenem dankbaren Rückblick auf das Leben, zu dem die Herzensheiligen nun einmal jeden zu zwingen scheinen. Von der Höhe des Berges blickt der Wanderer ja auch ganz gern auf die Schluchten und Steilwände zurück, die er glücklich überwunden hat.

Ich will es aber gelinde machen und nur einige Tatsachen anführen.

Als mein Ännchen ihrem Pflegevater zum erstenmal die Hand gab, beobachtete ich heimlich sein Gesicht. Dieses verriet einige Enttäuschung, obgleich er sich gewiß Mühe gab, sie zu verbergen. Ich konnte mich ja eigentlich nicht darüber wundern. Das vernachlässigte und gerade von einer schweren Krankheit genesene Kind war eben keins jener lieblichen, sonnigen Wesen, dem von selbst und sofort alle Augen und Herzen zufliegen.

Am Tage darauf ging mein Mann hin und kaufte sich eine sehr teuere photographische Kamera. Als ich in aller Bescheidenheit mich über den hohen Preis wunderte, sagte er, beinahe etwas kurz: „Etwas will man doch auch haben.“

Das Photographieren wurde ihm beinahe zur Leidenschaft und führte ihn während der schulfreien Zeit viel hinaus, während mich die neuen Pflichten mehr an das Haus fesselten.

Er ist von Haus aus in ästhetischer Beziehung sehr empfindlich und war durch den kinderlosen Haushalt verwöhnt. So konnte es nicht ausbleiben, daß Klein-Anna ihn nicht selten störte und genierte. Mit Worten sprach er das freilich nicht aus. Aber er machte nicht selten so eine stumme Dulder- und Leidensmiene, die beredt genug war. Zuweilen lag auch in seinem Blick die vorwurfsvolle Frage: „Habe ich nicht recht gehabt? Ich habe es ja gleich gesagt, das Kind würde uns einander entfremden."

Es schien tatsächlich so. In Wirklichkeit lag die Sache aber wohl anders. Die Entfremdung war schon vorher vorhanden gewesen. Das Kind, das mir so nahe stand und zu dem er sich so fremd stellte, brachte sie uns nur deutlicher zum Bewußtsein.

Aber es war merkwürdig. Statt zu denken, das kleine Wesen, das jene hervortreten ließ und vielleicht ja auch ein wenig verschärfte, zu entfernen, konnte ich gar nicht anders, als, was unser eheliches Glück betraf, die schönsten Hoffnungen gerade auf den kleinen Störenfried zu setzen. Das war als ein sicheres Gefühl in mir und ließ sich durch keinen entgegenstehenden Schein beirren.

Die kleinen Komödien und Tragödien, die sich in der folgenden Zeit abspielten, indem Annchen immer wieder auf die verschiedenste Weise einen Angriff auf

die Festung wagte, diese aber hartnäckig Widerstand leistete, will ich übergehen — um sofort mit Freuden festzustellen, daß es kaum zwei Monate gedauert hat, bis sie vor einem nächtlichen Sturmangriff kapitulierte. Und zwar ohne meine Hilfe. Ich war natürlich eine treue Verbündete der kleinen Angreiferin, hielt mich aber diplomatisch klug zurück und weilte in der entscheidenden Stunde sogar in der Ferne. Ich half nämlich in meiner Heimat den Geburtstag meiner Mutter feiern. Lieber Hermann, was in jener Nacht geschehen ist, könntest du selbst am besten berichten ... Willst du? ... Bitte ...

— — — „Wenn du's wünschest, gern ...

Daß die beiden schließlich das Spiel gewinnen würden, hatte ich schon längst gefühlt. Wann wäre ein Mann gegen zwei Frauensleute, die gemeinsame Sache machen, aufgekommen! Die große der beiden Angreiferinnen — das muß ich ihr bestätigen — ging stets klug und vorsichtig zu Werke. Die kleine griff in ihren Kampfmitteln aber oft sehr daneben. Ich hatte ein einziges Birnbäumchen, das damals zum erstenmal trug und wie ein Augapfel von mir gehütet wurde. Da springt Ännchen mir eines Tages, wie ich aus der Schule komme, jauchzend entgegen und macht mir die unreif abgerissenen Früchte zum Geschenk. Und als ich nicht allzu beglückt danke sagte, lief sie heulend zur Mama. Ein anderes Mal stibitzte sie von meinem Schreibtisch ein Aufsatzheft und schenkte es mir, nachdem ihr Buntstift die Seiten mit allerhand Fabelwesen geschmückt hatte. Das gab denn so kleine Tragiko-

mödien ... Aber ich sollte ja nur von der Kapitulation erzählen. Meine Frau hat recht. Ein nächtlicher Sturmangriff hat die Entscheidung herbeigeführt. Ich lag als Strohwitwer in meinem Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Plötzlich erwachte ich, weil etwas an mir krabbelte und — hatte das kleine Ding am Halse. Es geschah zuweilen, daß sie in ihrem Kämmerchen nebenan aus angstvollen Träumen, die eine Nachwirkung schlechter Behandlung in früher Jugend sein mochten, aufwachte, ihr Bett verließ und sich in die Arme der Pflegemutter rettete, die ihr natürlich Tag und Nacht offen standen. Hatte sie nun nicht daran gedacht, daß diese verreist war, oder war die Angst zu groß gewesen, kurz, sie war zu mir geraten und lag zitternd und schluchzend in meinen Armen. Was sollte ich mit ihr anfangen? Um sie zu beruhigen, kam ich endlich auf den Gedanken, ihr eine kleine Geschichte zu erzählen. Sie nahm diese so nett auf und stellte so liebliche Fragen, daß ich zum erstenmal merkte, was für ein gewecktes und kluges Kind sie doch eigentlich war. Schließlich war sie mir in den Armen eingeschlummert, und ich ließ sie liegen, wo sie lag, und schlief auch wieder ein. Am Morgen tat sie so zärtlich, als ob wir beide seit wer weiß wie lange Vater und Tochter wären. Na, ein Unmensch bin ich von Natur denn doch auch nicht ... Gegen Abend, in der Dämmerung, quälte sie so lange, bis ich sie auf die Knie nahm und ihr das Geschichtchen von der Nacht noch einmal erzählte. Das Märchen von Sneewittchen gab ich dann aus persönlicher Liebhaberei überher. Meine Frau, die früher, als verabredet war,

zurückkehrte, kam darauf zu und rief natürlich sofort: Hurra, Viktoria!" —

Halt, das ist nicht wahr. Ich habe mich, so wie ich war, in Reisekleidung, still zu euch gesetzt und fein zugehört und mich gefreut, wie hübsch dir das Väterliche stand. Vor allem war ich seelenfroh über den herzlichen Ton, in dem du erzähltest. Der sagte mir sofort, hier müßte inzwischen etwas Großes vor sich gegangen sein. Früher hattest du nämlich, entschuldige, leicht so etwas Gereiztes in der Stimme gehabt, wenn du mit der Kleinen sprachst...

Der Winter trat in jenen Tagen seine Herrschaft an und setzte gleich tüchtig mit Schnee und Eis ein. Aber wir waren vor ihm nicht bange. Er fand jetzt drei Menschen, die einander suchten und wärmten...

Sie kennen meines Mannes Liebe zum Märchen. Er fand doch wohl die wärmsten Worte, als drüben im Walde dem deutschen Märchen Liebeserklärungen gemacht wurden. Und vor einigen Tagen hat er uns ja von seiner Herzensheiligen, seinem Sneewittchen, erzählt. So brachte er denn durchaus kein Opfer, sondern bereitete sich jeden Abend selbst ein Vergnügen, wenn er das geweckte, andächtig lauschende Kind in diese ihm so liebe bunte Welt einführte. Natürlich gingen die beiden nicht allein. Wie gern begleitete ich sie! Es ist hier gesagt worden, daß mein Mann so etwas wie ein Dichter wäre. Ja, liebe Klara, da haben Sie ganz recht. In den Maientagen unserer bräutlichen Liebe, in der Rosenzeit unserer jungen Ehe, ja, da hatte ich das recht gemerkt, wenn er auch kein Gedicht machte und keine

Bücher schrieb. In den letzten Jahren hatte er jedoch so ganz viel nicht mehr davon verraten. Aber, siehe da, in diesem Winter, wenn die frühen Abende in unsere gemütliche Wohnstube hereingedämmert kamen, wenn wir im behaglichen Winkel um den brummelnden Ofen saßen und das Feuer aufflackernd seine Lichter über uns drei Menschen huschen ließ, da wurde das eingetrocknete Poetenblut wieder rege, und er erzählte uns die lieben, alten Märchen, wie es nur ein Dichter kann. Wie wurden die Gestalten da um uns lebendig, mit ihren wunderbaren, drolligen, neckischen, ernsten Zügen! Und nicht selten geschah es, daß aus dem Märchen-erzähler ein wirklicher Märchendichter wurde. Die kleine Zuhörerin freute sich an den neuen Geschichten wie an hübschen, bunten Muscheln, und die große fand manchmal in ihnen Perlen, die in der schlichten Hülle aus den Tiefen der Seele auftauchten, und sie fühlte mit stiller, tiefer Freude, die waren für sie bestimmt...

So wurde uns der warme Winkel das, was dem kleinen Ludwig Richter das Plätzchen unter der Kuhkanzel war: ein heiliges Bethlehem, die Geburtsstätte tiefer Empfindungen und Ahnungen. Es kam vor, daß unsere drei Hände sich fanden und lange ineinander ruhen blieben, und von Hand zu Hand, von Herz zu Herz fühlten wir, wie wir uns näher und näher kamen, und daß wir für immer zusammengehörten. Und wenn dann einmal ein flackernder Lichtschein auf unseres Ännchens Züge fiel, dann sahen wir beiden Eltern mit tiefer Freude, das war nicht mehr das alte, müde, wissende

Gesicht von früher... das wurde wieder ein frohes, herziges, gläubiges Kindergesicht...

Hier muß ich noch einmal des guten Freundes gedenken, dem auch wir in diesen Wochen so viel zu verdanken haben. Wie hat der liebe Ludwig Richter uns bei der kleinen Anna geholfen! Was war das für ein Jubel, wenn auf seinen Blättern ihr die Märchen nun auch im Bilde gezeigt wurden! An einem Tage wurde nie mehr als ein Bild vorgenommen, aber dieses dann auch bis in die kleinsten Züge und Feinheiten liebevoll betrachtet. Ich sehe jetzt nicht selten in Kinderzimmern Märchenbilder, die mir in der Seele weh tun. Es sind vielleicht große Künstler, die sie geschaffen haben, aber ich kann mir nicht helfen, ich habe das Gefühl, es fehlt ihnen die gläubige Einfalt, und ganz im geheimen haben sie sich über unser liebes deutsches Märchen lustig gemacht. Aber Richters Zeichnungen sind so kindlich und voll echten Märchenzaubers, zum Beispiel sein Sneewittchen im Wald mit den Rehen, sein Dornröschen im Turmzimmer der Alten, seine Genoveva, sein Hänsel und Gretel und wie sie alle heißen! Nach diesen Märchenbildern kamen dann auch seine lieblichen Darstellungen des Kinderlebens an die Reihe, und es war uns eine Herzensfreude, zu beobachten, wie Klein-Anne immer mehr von der Art der herzfrohen Richterschen Kinder bekam. Durch diese Bilder, glaube ich, ist vor allem das häßliche Bild des Lebens, das die ersten Lebensjahre ihr gezeigt hatten, in der jungen Seele allmählich ausgelöscht, und das mußte ja auch auf ihr Gesichtchen und das ganze Wesen zurückwirken...

Eine kleine Mittlerin war uns Ännchen geworden. Wie ich durch sie etwas bekommen habe, das habe ich schon erzählt. Aber ich glaube, ich habe durch sie auch etwas gegeben...

Ob ich darüber reden darf?...

Mein Mann nickt mir ermutigend zu. So will ich's wagen.

Ich hatte es von meiner liebsten Herzensheiligen, meiner Mutter... Ehe sie mich des Abends in mein Bettchen legte, pflegte sie mich auf den Schoß zu nehmen und von dem Allerheiligsten zu erzählen, der je über unsere Erde gegangen ist. Unter ihren sanften Augen, an ihrem warmen Herzen wurde er mir früh zu dem Heiligsten meines Herzens... Und es ist geblieben...

Dies mein bestes Erbteil mußte ich ja an mein Kind weitergeben. Abends, wenn es im Hemdchen auf meinem Schoße saß, erzählte ich ihm ganz so, wie einst mein Mütterlein mir erzählt hatte. Der Ton war mir ja noch in der Seele.

Als wir nun angefangen hatten, eine kleine Märchengemeinde zu bilden, geschah es eines Abends, daß mein Mann zu uns in die Kammer geschlichen kam und mir zuhörte. Und bald fand er sich regelmäßig ein. Anfangs störte mich seine Anwesenheit. Es war mir, als ob ich vor ihm nicht so kindlich und herzlich erzählen könnte. Denn er stand nach seiner Erziehung und Entwicklung dem, was mir das Liebste und Heiligste war, ferner. Ich hatte freilich immer das Gefühl gehabt, er müsse seine Herzensheimat auch noch einmal da finden,

wo die meine seit dem Schoß der Mutter lag. Ohne solches Gefühl hätte ich ihm nicht zu eigen werden können... Aber ihm Führerdienste anzubieten, hatte ich mich nie überwinden können... So war es mir denn auch peinlich, in seiner Gegenwart mit dem Kinde von diesen zarten Dingen zu reden. Als ich aber merkte, daß er so gar nicht in kritischer Stimmung kam, daß er sich still ans Fenster stellte und in die Nacht hinaussah, überwand ich meine Scheu, sprach, wie ich fühlte, und gab meine ganze Seele... Und da geschah es eines Abends, als ich mein Kind zugedeckt hatte und wir zusammen das Kämmerchen verließen, daß er still meine Hand nahm und mir lange und tief in die Augen sah... Ich fühlte mit stiller, dankbarer Freude, daß wir uns zum erstenmal auf dem tiefsten Lebensgrunde getroffen hatten... Wir wissen jetzt, wem wir die feinste Durchseelung unseres Verhältnisses zueinander und die Vollendung unseres Glückes zu verdanken haben...

Nach vielen schönen Abenden, an denen wir drei im Wechsel gaben und nahmen — das meiste gab aber das liebe Kind —, kam dann auch der schönste aller Winterabende heran. Wir hatten die letzten Jahre nie recht gewußt, ob wir uns zum Christfest ein Bäumchen schmücken sollten oder nicht. Solcher Zweifel war jetzt ja nicht mehr möglich, wo ein kleines Herz in süßer Erwartung dem heiligen Abend entgegenklopfte. Und mit dem Kinde war auch die frohe Geschäftigkeit, das Heimlichtun hinter verschlossenen Türen und alles andere da, was zu Weihnachten gehört. Unter einem großen, bunten, strahlenden Christbaum — mein Mann

hatte mit den Lichtern geradezu Verschwendung getrieben — umarmte Ännchen die beiden liebsten Puppen meiner Kinderjahre, die lange in einem sargähnlichen Koffer geschlafen hatten und nun am Christabend ihr Ostern feierten. Und als wir beiden Eltern unsere Gabentische betrachtet hatten, sahen wir uns still und verwundert in die Augen. So fein hatte noch niemals einer des anderen leiseste Wünsche erraten... Und als ich das Weihnachtsevangelium vorlas, — welch neuen, süßen, hellen Klang hatte da die alte Botschaft von der Freude, die allem Volke widerfahren soll!... Wie oft hatten wir beiden einsamen Leutchen in das leise Singen der Lichter hineingefragt... Es war immer die eine Frage gewesen... Dieses Geburtsfest eines Kindleins rührt sie ja immer wieder auf... Nun waren Ännchens entzückte Jubelrufe und ihre glückseligen Augen und die Liebkosungen, mit denen sie sich nicht genug tun konnte, für Leute, die mit den Jahren bescheidener geworden waren, doch auch eine Antwort. Zu den zwei Menschen, die in Gefahr standen, in unerfüllter Hoffnung und Sehnsucht zu vereinsamen und zu erkalten, war mit kalten Händchen und Bäckchen das dritte Menschlein gekommen, und nun, da die drei beisammen waren, war es ihnen allen so wohl und warm, und sie fühlten sich reich und ganz glücklich.

Wie oft habe ich junge Mütter um die Fülle wunderbarer Erlebnisse und tiefer, reiner Freuden beneidet, wenn sie so ein aus ihrem Herzblut gebildetes, kleines Wesen betreuen dürfen, wenn sie sehen, wie das Wunderwerk des winzigen Körperchens sich ein Viertel-

pfündchen nach dem anderen heranholt, wie die Sinne sich erschließen und das junge Seelchen anfängt, leise die Flügel zu regen. Aber ob meine dankbar staunende Freude viel geringer gewesen ist, als das arme, kleine Ding in der Wärme, die es selbst entbunden hatte, nun auf das lieblichste erblühte? Ich glaube, kaum.

Ännchen bekam warme, weiche Händchen. Der Zug frühen Leidens, der einem Kinderantlitz seinen zartesten Schmelz raubt, schwand allmählich. Sie bekam ein seelenfrohes, vertrauendes Kindergesicht. Das, was Menschen verdorben hatten, verlor sich nach und nach, und die vom Schöpfer gewollten Züge stellten sich wieder her. Da wurde es immer deutlicher, daß dieser in unserem Ännchen ein wahres Meisterwerk gebildet hatte. Die braunen Augen hatten einen lichten, warmen Glanz. Auf dem feinen blonden Haar lag ein weicher, seidiger Schimmer. Das Näschen war auf das zierlichste gebildet und saß zwischen zwei Pfirsichwangen über einem süßen, kußlichen Mündchen. An die Tage des Drucks erinnerte nichts mehr als eine allerliebste Verständigkeit, die aber jeden Augenblick in die heiterste Laune umschlagen konnte. Wir hatten ein Vögelchen im Hause, das den ganzen Tag über trillerte und sang, ein Sonnenscheinchen, das jeden Winkel hell machte und die Wolken des Mißmuts verscheuchte, ein Jelängerjelieber, das uns immer mehr ans Herz wuchs ...

Als wir meinen Geburtstag feierten, war Klein-Anna fast ein Jahr bei uns. Im Scherz fragte ich meinen Mann: „Wollen wir das Kind nun demnächst ins Waisenhaus bringen?"

Er nahm von meinem Gabentisch den ersten Band von Theodor Storms Werken, die er mir geschenkt hatte, schlug in der Novelle „Immensee" ein Verschen auf und reichte mir das Buch: „Lies dies einmal vor. Aber statt ‚ich' mußt du ‚wir' lesen."

Ich las:

Wir wären fast verirret
Und wußten nicht hinaus.
Da stand das Kind am Wege
Und winkte uns nach Haus.

Klein-Anna, die zwischen uns stand, schaute mit ihren großen, braunen Augen nachdenklich zu mir auf und fragte:

„Was für ein Kind, Mutter?".

„Du! Du!" riefen wir beiden und fielen über sie her, um sie und uns in die Arme zu schließen.

— — — — — — — — — —

Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom liebsten, was man hat, muß scheiden ...

Nicht ganz drei Jahre haben wir unser Lieben an diesem Kinde üben dürfen. Dann haben wir „einen kleinen Heiligen gen Himmel geschickt", wie Martin Luther und seine Käthe, als sie ihr Magdalenichen ziehen lassen mußten.

Sie hatte eine große, schöne Lebensaufgabe erfüllt. Da wurde sie abgerufen ...

Wenn wir fortan ihrer miteinander gedenken, werden wir sie wohl öfters „unsere kleine Herzensheilige" nennen ...

Die Kinder unten vorm Dorf haben sich müde gespielt. Ein liebliches Sonntagabendbild, wie sie dort auf dem Zaun sitzen und im Grase umherliegen ... War es mir nicht eben, als hörte ich sie singen ... ?

Jawohl ...

> Der Mond ist aufgegangen,
> Die güldnen Sternlein prangen ...

Das dauert freilich noch ein Weilchen ...
Eben trug ein Lufthauch über die Felder:

> Laß uns einfältig werden
> Und vor dir hier auf Erden
> Wie Kinder fromm und fröhlich sein ...

Ja ...
Das liebe kleine Völkchen ...

Na, Dicker? Wo soll denn deine Geschichte vom Stapel laufen?"

„Ach, Kinder, ist's denn noch nicht genug des grausamen Spiels? Mich könntet ihr wohl dazwischen heraus lassen."

„Hoho! Gibt's nicht!"

„Mit den Wölfen muß man heulen."

„Das wäre noch schöner! Erst in aller Gemütsruhe sich was erzählen zu lassen und dann selbst kalt lächelnd den Mund zukneifen..."

„Na, wenn durchaus kein Weg dran vorbeiführt, so erspart mir wenigstens das lange Laufen vorher."

„Eine Viertelstunde von hier im Walde hat der Sturm eine Tanne umgeworfen. Da könnten wir bequem sitzen."

„Bequem? Ich finde, hier am Kaffeetisch sitzt es sich noch bequemer."

„Wir sollten hier bleiben?!"

„Warum nicht?"

„Nein, hier ist's zu unruhig. Es kommen alle Augenblicke Leute und Wagen vorbei."

„Das würde mich nicht stören. Aber ich will nicht bockbeinig sein. Wenn denn durchaus gewandert sein muß, so können wir ja unsere Stühle nehmen und sie hinten auf den Hof unter die Eichen tragen. Da stört uns niemand, und der Blick auf die Werle, ihre Weiden und Wiesen ist sehr hübsch."

„So 'n Faulpelz! Aber er ist ja heute Diktator."

Während die anderen mit ihren Stühlen auf den Eichenhof übersiedelten, war der Bürgermeister ins Haus gegangen. Mit einem Kistchen Zigarren und einer Schachtel Schokolade kam er sehr gemächlich den Freunden nach.

„Hier ist edler Tabak," sagte er, „und wer den nicht mag, langt in den anderen Kasten. Zur Entschädigung für das ausgefallene Rennen und für das, was meiner Geschichte etwa an Süßigkeit und Duft fehlt."

Endlich hatte er eine Stelle ausfindig gemacht, wo alle vier Beine seines Stuhles den Boden erreichten, und sich auch überzeugt, daß keines plötzlich in ein heimtückisches Mauseloch hineinrutschen konnte. Nun setzte er sich, holte aus der Westentasche einen silbernen Abschneider mit Perlmuttergriff, ließ ihn ein paarmal zuschnappen, befreite die Zigarre mit liebevoller Vorsicht von ihrer Spitze, blies vom Brandende mit vollen Backen, aber doch mit Schonung, hindurch, um das feine Deckblatt nicht zu sprengen, nahm von einem Nachbar ein brennendes Streichholz und brannte das kostbare Kraut, indem er es mehrmals um seine Achse drehte, mit großer Feierlichkeit an. Dann lehnte er sich behaglich zurück, legte das linke Bein über das rechte und gab sich für eine halbe Minute ganz dem Genuß des Rauchens hin, wobei er bald die Augen schloß, bald nach dem blauen Rauch blinzelte, auch wohl mit der Nase eine Probe von ihm nahm. Endlich begab sich die Hand mit der Zigarre in Ruhelage auf dem linken Knie.

„Du hast eine Seelenruhe, die einem auf die Nerven fällt," sagte der Doktor.

„Tut mir leid, wenn du so schwache Nerven hast. Es geht nichts über die Gemütlichkeit. Hermann, du brennst schief, mußt noch einmal ein Streichholz dranwenden."

So! Nun kann die Geschichte losgehen, meine Herrschaften. Aber bitte, Frau Pastorin, nicht so 'n andächtiges Gesicht! Sie sitzen hier nicht vor ihrem Pastor unter der Kanzel.

Wenn in meinen jungen Jahren einer den Propheten gespielt und geweissagt hätte, ich würde noch einmal ein gemütlicher Kerl und leidlich brauchbarer Mensch, ja gar ein Stadtoberhaupt werden, das — wer weiß? — wenn das Gemeinwesen, das sich ihm anvertraut hat, sich weiter in dem Tempo entwickelt, wie bisher, vielleicht noch einmal die goldene Amtskette sich um den Hals hängen darf, so würde man ihn als Lügenpropheten gesteinigt haben. Den Hoffnungen, die man allgemein auf mich setzte, gab ein Doktor Strammer, einer der Bildner meiner Jugend, den treffendsten Ausdruck, wenn er mir freundschaftlich riet: „Geh' hin, mein Sohn, und streich' Häuser an," oder, wenn er gerade meinem Banknachbarn, einem gleich hoffnungsvollen Jüngling, den gleichen Rat gegeben hatte: „Halt deinem Nachbar die Leiter!" Oder er machte auch wohl ein höhnisches Gesicht und trällerte: „Gott segne deine Studia! Aus dir wird nichts. Halleluja!" Dies wiederholte er so oft — Abwechslung in den Witzen war seine Stärke nicht — daß ich es ihm zuletzt glaubte.

Wie einst sieben Städte sich um die Ehre stritten, Homer hervorgebracht zu haben, so teilen sich drei deutsche Gymnasien in die unumstrittene Ehre, mich zu ihren ehemaligen Schülern zu zählen.

Nr. 1, die Schule meiner Heimatstadt, mußte ich verlassen, weil ich einem wissenschaftlichen Hilfslehrer, einem widerlich aufgeblasenen Kerl, der sich für die feinste Blüte der modernen Kultur hielt, einen Streich spielte, durch den er für unsere Stadt und Schule erledigt wurde.

Nr. 2 drückte mir den Wanderstab in die Hand, weil ich nach einer der traditionellen Schlachten zwischen „Lateinern" und „Knoten", in der es blutige Köpfe gegeben hatte, als einer der Rädelsführer festgestellt wurde. Der Hauptschuldige, den diese Strafe eigentlich hätte treffen müssen, wenn einmal ein Exempel statuiert werden sollte, hatte sich nämlich herausgelogen.

Nr. 3 schlug die Türe hinter mir zu, weil ich in der Obertertia zum zweitenmal hängen geblieben war.

Es ist ja heute, im Jahrhundert des Kindes, Mode geworden, auf die Schulmeister loszuprügeln. Hab' mal einen Roman gelesen, dessen Verfasser alle Bosheit und Dummheit der Welt in einem Lehrerkollegium zusammengekarrt hatte, damit er auf der letzten Seite einem Jungen, der eigentlich ein Licht und Trost der Welt werden sollte, die Pistole in die Hand drücken könnte. Na ja, Engel waren auch meine Pauker nicht. Dem Dr. Strammer würde ich keinen jungen Hund anvertrauen. Ich weiß, er hat auch mehrere von Haus aus nicht hoffnungslose junge Menschen auf dem Gewissen,

das heißt, wenn er eins hat. Einige meiner Lehrer hätten mit der Diagnose: „Verlorener Sohn" etwas mehr zurückhalten können. Aber die meisten waren im Grunde doch ganz anständige Kerle und plagten sich redlich, mich zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber ich legte damals nicht den geringsten Wert darauf, ein solches zu werden, und so mußte das ja verlorene Liebesmüh' sein.

Am ehesten hätte wohl meine gute Mutter etwas mit mir anfangen können, aber ich hatte sie früh verloren...

Mein Vater war ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt und hatte wenig Zeit, sich meiner anzunehmen. Beim Landgericht von Berufs wegen ein Verteidiger allerhand zweifelhafter Existenzen, war er zu Hause mehr ein Richter, und zwar einer, der hart urteilte und scharf strafte. Ich entzog mich daher seinem Einfluß früh und war froh, als die Fortweisung von der Schule unserer Stadt mich ihm gegenüber freier stellte.

Als sein hoffnungsvoller Sprößling drei Schulen in der geschilderten Weise absolviert hatte, erschien ihm das Maß seiner Sünden gefüllt, und er sagte: „Mein Sohn, du könntest dich nicht beklagen, wenn ich jetzt meine Hand von dir abzöge. An Mahnungen und Warnungen habe ich es nicht fehlen lassen, aber du hast nicht gewollt. Einen letzten Versuch will ich aber noch machen. Da wohnt drei Stunden von hier, in Schönau, ein alter Landpfarrer, der schon mehreren Taugenichtsen auf den rechten Weg geholfen hat. Zu dem bringe ich dich morgen hin. Machst du dich gut bei ihm

und lernst du so brav, daß du nach zwei Jahren die Aufnahmeprüfung nach Obersekunda bestehst, so soll es mich freuen. Wo nicht, so sind wir miteinander fertig. Ich schicke dich übers große Wasser, und da kannst du Stiefel putzen oder tun, wozu du sonst Lust hast. Morgen früh um sieben Uhr steht der Wagen vor der Tür. Halte dich bereit."

Also sprach mein Vater, und mir flog ein heiliger Schrecken ins Gebein. Aufs öde, platte Land? Und nun gar zu einem Pfaffen?

Entschuldigen Sie, Frau Pastorin, aber anders nannte ich in meiner Flegeljahre Maienblüte die Herren von der Geistlichkeit nun einmal nicht.

Ich kannte zwei Vertreter hochderselbigen. Der eine hatte mich einen Winter hindurch mit einem zum Sterben langweiligen Konfirmandenunterricht geödet, und als er mich konfirmierte, nahm er bei mir wie bei den anderen als selbstverständlich an, daß wir durch die Stunden in seinem Hause ganz neue Menschen geworden wären. Der andere war vom Lande, trotzdem aber ein stadtbekanntes Original. Jeden Montag kam er nämlich mit einem leeren Sack von seinem Dorfe in unsere Stadt gepilgert, kaufte ihn in Kramläden dritter Ordnung unter langem Feilschen so voll, daß er ihm wie eine Kiepe auf dem Buckel hing, und er selbst mit dem langen, einmal schwarz gewesenen Priesterrock wie eine alte Botenfrau aussah. Einmal kam ich gerade darauf zu, wie er in einem geliehenen Viehwagen ein Kalb selbst heranfuhr. Da der Händler nicht sogleich zum Empfang herauskam, oder vielleicht auch, um ein

Trinkgeld zu sparen, schlug er sich das Tier, je zwei Beine mit einer seiner großen Bauernhände packend, um die Schulter und verschwand mit ihm zum Gaudium der ganzen Straße im Hause des Israeliten.

Aber, Frau Pastorin, was blitzen Sie mich mit Ihren Augen an? Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihren Amtsbruder so treu nach der Natur abgemalt habe. Ich gebe Ihnen gern zu, daß dieser Typus zu allen Zeiten selten gewesen und heute so gut wie ausgestorben ist. Trösten Sie sich nur, ich bin im Begriff, Ihnen ein Pfarrehepaar vorzustellen, über das Ihr pfarrschwesterliches Herz in helles Entzücken geraten soll. Aber gerade, weil ich das will, darf ich doch der Gerechtigkeit wegen wohl mit allem schuldigen Respekt bemerken, daß es auch andere gibt.

Daß ich damals als dummer Junge nach solchen Berührungen mit der hochwürdigen Geistlichkeit nicht gerade mit hohen und freudigen Erwartungen der geistlichen Obhut und Pflege entgegensah, dürfen Sie, wenn Sie anders über Weltkinder nicht von vornherein ungerecht urteilen, mir nicht weiter übelnehmen. Als mein Vater mir meine Zukunft enthüllt hatte, überlegte ich ernstlich, ob ich nicht lieber sogleich, freiwillig und heimlich, nach dem gelobten Lande der Freiheit ausreißen sollte. Aber die Zeit war reichlich kurz, und ich mußte mir ja auch sagen, der Weg dorthin würde von dem Dorfe, wo ich gebändigt werden sollte, nicht viel weiter als von unserer Stadt sein. Ich brauchte bei meinem guten Hirten ja nur den störrigen Bock zu spielen, so war mir wenigstens ein Freibillet nach drüben und

vielleicht auch etwas Taschengeld sicher. So beschloß ich denn abzuwarten.

Am nächsten Morgen bestiegen wir also den Landauer, der mich nach meinem künftigen Zwinger bringen sollte. Mein Vater hatte sich Prozeßakten mitgenommen und studierte, in die rechte Wagenecke gelehnt, eifrig darin, machte sich auch ab und an mit einem Bleistift Notizen. Ich gedachte mich zunächst des klaren, frischen Aprilmorgens und der Gegend zu erfreuen, erhielt aber bald den strikten Befehl, meine Nase in die lateinische Grammatik zu stecken. Die hatte mir nämlich bei der Versetzung wieder den Hals gebrochen. Innerlich fluchend, schlug ich das Marterbuch auf, hatte aber bald den guten Einfall, mir eine Indianergeschichte zwischen die syntaktischen Regeln zu mogeln. Und nun studierte ich, in die linke Wagenecke gedrückt, mit heißen Augen und glühenden Wangen. Nachdem die Rothäute und Blaßgesichter einander gemetzelt hatten, schloß ich die Grammatik, und mein Vater sagte: „Ich habe mit Freuden bemerkt, wie du heute bei der Sache warst. Wäre es immer so gewesen, mein Junge, könntest du schon in Obersekunda sitzen."

Kurz vor Mittag erreichten wir Schönau. Eine schmale, holprige Einfahrt brachte unseren Landauer durch Tannengebüsch vor die Tür eines einstöckigen, etwas baufälligen Hauses. Ein altes Ehepaar trat heraus, uns zu begrüßen. Er war um einen Kopf kleiner als ich, sie noch wieder einen halben Kopf kleiner als er, und beide hatten schon weiße Haare. Es wunderte

mich, daß mein Vater es wagen wollte, meine wilde, schäumende Jugend so wohlbetagten Liliputanern anzuvertrauen.

Wir wurden in ein altfränkisch und biedermeierisch eingerichtetes Zimmer geführt, das nach Norden zu lag und vor den Fenstern dunkle Taxusbäume, an den Wänden sehr dunkle Tapeten hatte. So war es in dem Raume dämmerig, fast nächtig, und dazu erfüllte ihn eine unangenehm kellerige Luft.

Ich hatte nun Gelegenheit, mir die Pfarrersleute genauer zu betrachten. Mit ihren kurzen Gestalten, runden Gesichtern und großen Augen kamen sie mir in dem Dunkel des Zimmers vor wie ein würdiges Eulenehepaar, das friedlich aneinander geschmiegt in seinem Astloch sitzt. Die beiden sahen sich auch beinahe so ähnlich, wie so ein alter Eulenpapa und eine alte Eulenmama.

Frau Pastorin, Sie brauchen aber jetzt wirklich nicht so empörte Augen zu machen! Mein Vergleich soll durchaus nichts Despektierliches haben. Im Gegenteil, Eulen sind für mich die respektabelsten von allen Vögeln, und ich kenne keine schöneren Augen als so ein Paar große, gluhe Eulenaugen. Sollte ich Sie einmal eine Eule nennen, so wollen Sie das bitte ganz als Schmeichelei aufnehmen. Aber ich werde es nicht tun, Sie sind mir für den Vergleich mit diesem würdigen Vogel zu wenig ehrwürdig, zu quecksilbern, wenn es Ihrer kleinen, runden Figur nach auch wohl ginge.

Nun, aber meine alten Pfarrersleute hatten beide etwas sehr Würdiges und hatten beide so ein Paar

prächtige Eulenaugen, so voll Glanz und Glut, daß sogar ein Nichtsnutz wie ich seine heimliche Freude daran haben konnte.

Im übrigen war allerdings zur Freude wenig Anlaß. Denn mein Vater hatte angefangen, mit großer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit mein Vorleben zu enthüllen. Nicht als Verteidiger, der alles zum besten kehrt und nach mildernden Umständen sucht, sondern als anklagender Staatsanwalt. Manche meiner Untaten rückte er in eine Beleuchtung, die ich, der Angeklagte, als zu grell und als ungerecht empfinden mußte. Aber das war ich bei ihm ja leider nicht anders gewohnt.

Ich beobachtete inzwischen die alten Eulen, die mich in ihr Nest aufnehmen sollten. Ich suchte in ihren Gesichtern Zuckungen sittlichen Abscheus vor solcher Verworfenheit, ich erwartete Ausrufe des Entsetzens und der Empörung.

Aber nichts der Art! Sie sahen meinen Verkläger höflich, still und ernst an, aber es wollte mir scheinen, als ob tief im Grunde ihrer Augen ein feines, gütiges Lächeln ruhte.

Einmal sprang es auch ganz deutlich nach vorne. Da merkte es mein Vater auch und sagte: „Herr Pfarrer, hoffentlich rede ich deutlich genug, um Ihnen den ganzen Ernst der Lage klarzumachen."

„Aber gewiß doch, lieber Herr Justizrat," sagte der Alte, jetzt richtig lächelnd, indem er besänftigend seine Hand meinem Vater leise auf den Arm legte und dann mich freundlich ansah.

Einmal schienen die beiden aber doch zu erschrecken. Aber da wechselten sie nur untereinander einen hilfesuchenden Blick. Ich, der Missetäter, bekam weder einen strafenden, noch einen mitleidsvollen.

Ich muß gestehen, daß mir dies alles höchst unangenehm war. Denn ich war gewohnt, in solchen und ähnlichen Blicken meiner Erzieher, die ich natürlich als meine geborenen und geschworenen Feinde betrachtete, die ersten Angriffe ihrerseits zu sehen, worauf ich mich dann mit gutem Gewissen zu Verteidigung und Gegenangriff wappnete. Gerade meine auf solche Weise immer wieder geweckte Kampfeslust war es vor allem gewesen, die mich in dem alten wilden Wesen so lange festgehalten hatte. Denn in meinen besseren Stunden gefiel es mir selbst nicht recht mehr. Das Lächeln und die ganze Art dieser beiden Alten hatte nun aber etwas Entwaffnendes. Ich hatte das Gefühl, als sollte ich wehrlos gemacht werden, und das war nichts weniger als angenehm. Denn ich war natürlich mit der festen Absicht gekommen, auch hier wie ein Römer für meine Freiheit zu kämpfen, um mit meiner teuren Klara zu reden.

Als das Plaidoyer beendet war, kamen die Augen des alten Herrn langsam zu mir gewandert, und die seines würdigen Ehegesponstes ebenfalls. Wie die vier großen, klaren Lichter auf mir ruhten, konnte ich mich wieder eines gewissen Unbehagens nicht erwehren.

Es hatten ja mancherlei Augen und Blicke sich an mir versucht, die höhnisch stechenden des Dr. Strammer, die zornig rollenden, freundlich flehenden, ihrer Herr-

schergewalt bewußten anderer Pädagogen. Wie bequem war ich mit allen denen fertig geworden!

Aber mit diesen vier Augen ging das nicht so leicht.

Ich mußte ihnen ausweichen. Und doch zog es mich wieder zu ihnen hin.

Es war in ihnen ganz und gar nichts, was mich bekehren, mir einen fremden Willen aufzwingen, eine Wohltat aufdrängen wollte.

Auch Liebe eigentlich nicht. Der hätte ich mich auch noch erwehrt. Von meinen Feinden wollte ich nicht geliebt sein.

Es lag in diesen Augen etwas, was für mich ganz neu war: Güte, eine stille, tiefe Güte. Und ich hatte das Gefühl, als könnte ihr warmer Schein hier drinnen wohl etwas weich machen, was sich unter allen jenen Pädagogenblicken mit Erfolg immer mehr in sich verhärtet hatte.

Endlich — es werden nur wenige Sekunden gewesen sein; aber es gibt Augen, die sagen einem in dieser Zeit mehr als andere in einem halben Jahre — wandte das eine Augenpaar sich wieder zu meinem Vater, und das andere getreulich hinter ihm her:

„Lügt er auch, Herr Justizrat?..."

„Lügen? Lügen? Das weiß ich im Augenblick nicht so genau. Ich erinnere mich, daß sein Klassenlehrer mir einmal sagte: ‚Ihr Taugenichts ist im Grunde doch ein ehrlicher Kerl'."

Da sah ich, wie das gütige Lächeln, das bisher fast nur aus dem tiefen Grund der Augen gegrüßt hatte, das ganze runde Gesicht, die beiden runden Gesichter, in

Besitz nahm, und eine gütige Stimme, die zu diesem Lächeln prächtig paßte, sagte:

„Dann wollen wir drei schon miteinander fertig werden."

Ich lächelte auch, aber etwas gequält. Es biß mich ja mein Gewissen. Ich mußte daran denken, wie ich noch vor einer Stunde meinen Vater mit dem Deckel der lateinischen Grammatik belogen hatte.

Es wurde zum Essen gerufen. Über Tisch war meine Wenigkeit zum Glück nicht mehr das Gesprächsthema. Ich konnte schmausen und besorgte das gründlich; denn es gab allerlei Gutes. Ich wunderte mich, wie munter und aufgeräumt mein Vater sich mit den Pfarrersleuten unterhielt. So wie er sich hier gab, kannte ich ihn eigentlich noch gar nicht.

Bald nach dem Mittagessen ließ er anspannen, um in die Stadt zurückzufahren. Beim Abschied bekam ich einen — Kuß. Es war seit Jahren der erste. Zu den Zeugnissen, die ich ihm in den Ferien mit nach Hause zu bringen pflegte, paßte eine solche Begrüßung ja auch nicht sonderlich. Überhaupt schien er mir weich und väterlich gestimmt. Auch mir ging der Abschied merkwürdigerweise etwas nahe. Geflennt habe ich selbstverständlich nicht, aber doch seinem Wagen nachgeblickt, bis er um die Ecke verschwunden war ... Es war fast, als hätte sich, was von Natur zusammengehörte, in der Wärme dieses fremden Hauses schnell ein bißchen wieder zusammengefunden.

Als ich ins Haus zurückkam, führte der Pastor mich auf mein Zimmer. Es war ein Giebelstübchen auf dem im

übrigen nicht ausgebauten Boden, soweit ganz freundlich eingerichtet und an den Wänden mit Laubsägearbeiten eines früheren Taugenichtses geschmückt. Die Magd hatte inzwischen meine Sachen hinaufgetragen und die lateinische Grammatik, den „Kühner", auf den Tisch gelegt. Als ob er seinen besten Freund nach langen Jahren wiedersähe, stürzte der alte Herr sich auf ihn und fand in seinen Armen den — Indianerschmöker!

Ich machte mich nun natürlich auf eine Philippika gegen Schundliteratur gefaßt, wie einer meiner Pauker sie von Zeit zu Zeit loszulassen pflegte. Aber, weiß der Kuckuck! der Weißkopf enttäuschte mich wieder.

„Sieh mal, sieh," sagte er, aufs freudigste überrascht, „was du hier für ein schönes Buch hast! Die ‚Bluthochzeit am Mississippi'? Und was für ein wunderbares Bild dazu! Dieses unglückliche Mädchen, dem der Blutstrahl armdick aus dem Herzen springt, ist wohl die Braut? Nicht wahr?"

„Ja!" sagte ich.

„Also du hast's schon gelesen?"

„Jaa."

„Das ist gut ... Und nun könntest du mir mal eine große Freude machen. Willst du?"

„Jaa."

„Meine Fidibusse für die Pfeife sind nämlich alle geworden. Da gingen hier famos neue aus zu machen. Sieh, so!"

Er riß ein Blatt heraus, teilte es der Länge nach und faltete die beiden Hälften säuberlich zu hübschen Pfeifenanzündern.

„So wird das gemacht," sagte er noch einmal, von seinem Werk befriedigt. „Das Buch hat vierundsechzig

Seiten. O, da komme ich ja einen ganzen Monat mit aus!... Wenn du mir die Fidibusse heute abend abließerst, schenke ich dir auch einen schönen, dicken Apfel. Sollst sehen, der schmeckt dir viel besser als solch Eimer voll Blut und ist auch viel gesünder."

Sie müssen bedenken, meine Herrschaften, es war ein Obertertianer, mit dem der alte Herr so verhandelte. So einer läßt sich vielleicht mit einer Zigarre oder Zigarette locken. Aber mit einem Apfel? Das wird ein solches Herrchen sehr naiv finden. So fand ich's denn in der Tat auch. Aber die Naivität des alten Knaben und seine Freude über den zu erwartenden Fidibusreichtum war echt, und schließlich steckte mich seine gute Laune so an, daß ich das Buch vor seinen Augen auseinanderriß und die Fidibusse am Abend zu liefern versprach.

„Hast du noch mehr solche Bücher?" fragte der Alte, indem er das seidene Käppchen, das er fast immer trug, nach dem linken Ohr zu schob und listig lächelte.

Ich war im Begriff zu verneinen. Denn wenn ich auch ein ehrlicher Kerl sein wollte, so hielt ich doch derartige kleine Notlügen im Kampf mit meinen Feinden für unbedenklich.

Aber da fiel mir plötzlich ein, daß man vorhin die Wahrhaftigkeit als das letzte gute Haar an mir gefunden hatte. Das wollte ich mir denn doch nicht selber ausreißen, sondern lieber behalten. Dazu sah der Alte mich mit Augen an, die ein unbedingtes Vertrauen zu meiner Ehrlichkeit ausdrückten. Ich habe immer eigentlich nur lügen können gegenüber solchen, denen ich es ansah, daß sie mir eine Lüge zutrauten, ja eigentlich nichts anderes

von mir erwarteten. Meine Mutter habe ich nie belogen, meinen Vater öfters. Vor diesen vertrauenden Augen war es mir einfach unmöglich.

„Ja," sagte ich.

„Hast du sie schon gelesen?"

„Nein."

„Willst du sie mir mal zeigen?"

Ich öffnete meinen Koffer und reichte ihm fünf Hefte. „Würdest du sie mir nicht mal leihen?"

„Jaa ... aber sie gehören einem Kameraden ..."

„Schadet nichts. Wenn der sie braucht, wird er schon drum schreiben. Dann melde dich nur bei mir."

So drängte er freundschaftlich und gemütlich, und ich lieferte meine Indianerbibliothek aus. Ich habe derartige literarische Erzeugnisse erst wieder gesehen, als meine Jungens die für sie nötige Reife erlangt hatten. Dem ältesten habe ich sie ruhig gelassen, weil sein dickes Blut einige Aufmunterung gebrauchen konnte. Der zweite war ein Windhund wie sein Vater, und ihm habe ich auf ähnlich gemütliche Weise, wie einst der alte Pastor mir, diese Würmer aus der Nase gezogen.

Das habe ich überhaupt in meinen Schönauer Jahren gelernt, heikle Dinge gemütlich, ohne Pektoralton, ohne sittliches Pathos, ohne Aufbauschung zu Haupt- und Staatsaktionen, eben einfach gemütlich zu behandeln. Ich habe sehr widerborstige Stadtverordnete, die überall heiligste Bürgerrechte von Magistrat und Bürgermeister bedroht sehen. Aber mit meiner Gemütlichkeit habe ich sie schon oft über den Löffel balbiert, ehe sie sich überhaupt eingeseift fühlten.

„Komm, mein Sohn," sagte der alte Herr, indem er seinen Raub behaglich schmunzelnd in eine weite Rocktasche schob, „wir wollen uns nun mal etwas in unserer Welt umsehen."

Hinten auf dem Hof stand ein grün angestrichenes Entenhaus. Diesem galt unser erster Besuch.

Er öffnete eine niedrige Tür und ließ mich hineinsehen. Aus den Nestern im Hintergrunde schimmerten die grünlichen Eier.

„Ob du mir die wohl mal holst?"

Der Raum war ein wenig eng, und ich ein lang aufgeschossener Junge und an derartige Dienstleistungen nicht gewöhnt. So zögerte ich einen Augenblick.

„Ach so, du bist zu groß!" sagte der Alte, nahm die Schlippen seines sauberen schwarzen Rockes zusammen und kroch selbst in die Hütte.

Als er zurückkam, hatte er den einen der Rockzipfel wie eine Schürze hochgenommen, und er war voll grüner Eier. Seine Augen glänzten in kindlicher Freude: „Ei, sieh mal diese herrlichen Eier!"

Ich sah mir die Bescherung an.

„Aber freust du dich denn gar nicht darüber?"

„Doch ..."

„Sieh mal" — er zeigte mit der gefüllten Schürze in eine Ecke der Hütte — „dort sitzt eine gute Entenmutter, denk' dir, nun schon bald drei Wochen, Tag und Nacht. Kaum, daß sie eben mal aufsteht, um zu fressen und sich ein wenig zu vertreten. Ist das nicht rührend? Wenn wir uns an solchem unvernünftigen Tier ein Beispiel nähmen, was könnten wir dann nicht

alles erreichen . . .! Sollst sehen, nächstens watscheln hier süße gelbe Dingerchen über den Hof und paddeln da drüben im Wasser. Dann wirst du auch schon deine Freude dran haben. Aber nun sei so freundlich, nimm diese Schätze und bring' sie meinem Liebchen in die Küche."

Ich steckte mir die Taschen voll und nahm den Rest in die Hände.

In der Küche erhob sich bei meiner Ankunft auch ein großes Freuen. „Ei! Ei!" rief die kleine Pastorin, klatschte über meinen Eiersegen vor Vergnügen in die Hände, trippelte vor mir her in die Speisekammer, nahm mir eins nach dem andern ab und stellte sie, jedes Stück liebevoll betrachtend, mit der Spitze nach unten in das Eierbort. Als meine Taschen sich gar nicht erschöpfen wollten, schlug ihre Freude noch einmal in hellen Flammen aus.

„Oh! Oh! Oh! Nein, nun guck mal, wie viele! Magst du gern Enteneier?"

„Ich habe noch keine gegessen."

„Das ist wohl nicht möglich! O du armer Junge! Aber wart' man, heute abend sollst du dich mal ordentlich satt essen. Ich glaube, drei kannst du schon vertragen."

Ja, Frau Pastorin! Jetzt sehen Sie sich stolz im Kreise um. Solche Amtsschwester, die kann Ihnen passen!

Ob ich damals an dem wunderlichen Gebaren der Leutchen auch solche Freude hatte wie Sie?

Wohl kaum.

Ich konnte nicht begreifen, wie man so vollständig vergessen konnte, daß man nicht einen Vorschüler in kurzen Höschen, sondern einen älteren Obertertianer vor sich hatte, der wenn er fleißiger gewesen wäre, längst hätte gesiezt werden müssen. Mein Stolz wollte sich aufbäumen. Aber er kam nicht recht hoch. Denn diese Behandlung hatte doch eigentlich nichts Erniedrigendes, auch für einen jungen Herrn nicht, der in puncto Ehre sehr kitzlich war. Es war eben eine harmlose, echt kindliche Fröhlichkeit, die auf die Blasiertheit des neuen Hausgenossen keine Rücksicht nehmen konnte und wollte.

In der ersten Zeit habe ich im stillen über die närrischen Käuze oft genug gelacht.. Hätte ich einen meiner früheren Genossen in der Nähe gehabt, so würde ich mich auch wohl dauernd gegen den wunderlichen Geist dieses Hauses gewehrt haben. Aber wenn man niemanden hat, an dem man Rückhalt findet, kann ein solches Milieu auf die Dauer ja nicht ganz ohne Wirkung bleiben. Na, es hat mir am Ende nichts geschadet.

Doch kehren wir aus Küche und Speisekammer zu dem alten Herrn zurück, der draußen noch meiner wartet.

Ich fand ihn im Garten wie gebannt vor einem Busch stehen. Durch eine Handbewegung bedeutete er mir, daß ich leise näherkommen sollte.

Auf den Zehenspitzen schlich ich mich an seine Seite und folgte mit den Augen der Richtung seiner ausgestreckten Hand.

Endlich entdeckte ich einen kleinen, unansehnlichen Vogel.

„Eine Grasmücke," flüsterte es freudig erregt an meinem Ohr, „muß heute erst angekommen sein; gestern war sie noch nicht da."

Ein zweites Vögelchen derselben Art kam angeflogen, und die beiden fingen an, miteinander zu schäkern und zu schnäbeln.

„Ein Pärchen," raunte es entzückt neben mir, „sieh, wie lieb sie sich haben!"

Plötzlich feierte das Pärchen da vor unseren Augen seine Liebesvereinigung.

Es war mir ein wenig peinlich, dies gerade an der Seite des würdigen alten Herrn zu beobachten.

Als das Vogelpärchen jubelnd davongeschwirrt war, wandten seine Augen sich zu mir.

Ich mied ihren Blick.

„Sieh mich mal an," sagte er.

Ich tat es, leicht errötend.

Er senkte das reine Licht seiner herrlichen Augen tief in die meinen und sagte feierlich:

„Du hast eben mit mir ein wenig von dem heiligen Geheimnis belauscht, wie das Leben entsteht. Nun wird bald ein Nest voll grün betupfter weißer Eierchen da sein, und treue Elternliebe wird sorgend über ihnen wachen, bis fünf kleine, allerliebste Wesen die Äuglein für die grüne Frühlingswelt aufschlagen und auch mit einstimmen in die süßen Lieder, die von allen Zweigen schallen. Wie hat die ewige Weisheit und Güte das doch alles so wunderbar eingerichtet!"

Es war damals Frühlingserwachen. Auch in mir. An die kleine Szene mich zu erinnern, ist mir zuweilen heilsam gewesen.

Von der Vogelhochzeit kamen wir zu den Obstbäumen. Mein Führer bog einen Zweig voller Knospen mir dicht vor die Augen. „Auch hier," sagte er, „will der Frühling seine schönen Augen aufschlagen. Sieh, schon zwinkern sie hinter den grauen Lidern."

Er merkte wohl, daß ich mit seiner Freude nicht recht Schritt halten konnte. „Du armer Junge!" sagte er in herzlichem Mitgefühl, „bist immer in der großen, alten Stadt gewesen und weißt von allem diesem gar nichts. Aber wart' nur! Wenn du erst ein paar Wochen hier gewesen bist, dann wird das alles besser."

Ich hatte es nie mit der Stubenhockerei gehalten, war, wie Sie wissen, tüchtig in der Welt umhergewürfelt und hatte leidlich auch wohl die Augen aufgemacht. So war mir von dem, was mir gezeigt wurde, eigentlich nichts neu. Aber völlig neu war mir das Verhältnis meines alten Herrn zu allen Dingen, die ich, wie die meisten anderen Menschen, einfach als natürlich und selbstverständlich hingenommen hatte. Wie konnte er sich über das alles freuen! Wieviel tausend Eier hatte er wohl schon aus dem Entenhause geholt, wie oft in seinen siebzig Jahren die Rückkehr der Singvögel und das Knospen seiner Bäume beobachtet! Und doch war seine Freude so jung und frisch, als ob er dies alles zum erstenmal erlebte. Ich hielt es zuerst ein wenig für Schauspielerei und witterte pädagogische Absichten dahinter. Aber ich mußte bald merken, daß ich damit auf

dem Holzwege war. Des alten Knaben Herz war eben einfach so jung und frisch geblieben. Oft genug bin ich mir ihm gegenüber geradezu greisenhaft vorgekommen. In seiner Studierstube hing ein Spruch, den eine Verwandte ihm zum siebzigsten Geburtstag auf Holz gemalt hatte: „Dein Alter sei wie deine Jugend." Ich möchte beinahe glauben, seine Jugend kann gar nicht so jung gewesen sein wie sein Alter.

Zuletzt führte unsere Wanderung uns an einen kleinen See oder größeren Teich hinter dem Garten. Seine Ufer waren mit Schilf bestanden, in dem ein Boot lag.

„Dieses Boot gehört nun dir, mein Sohn," wurde mir erklärt. „Hier darfst du jeden Tag rudern, und wenn du fleißig bist und Lust hast zum Fischen, kannst du auch einmal angeln. Es sitzen 'ne Masse Aale drin."

Jetzt war die Reihe an mir, mich zu freuen. Ich war natürlich sofort in das Boot hinabgesprungen und ließ es schaukeln.

„Wenn du solche Freude dran hast," sagte der alte Herr, „mach nur gleich los und umfahre deinen See. Ich gehe jetzt ins Haus und tue einen Nicker."

Er winkte mir freundlich zu und ging. Ich aber durchfuhr mit starken Ruderschlägen den See die Kreuz und die Quer, arbeitete mich tüchtig aus und freute mich auf die Aale in der Tiefe unter mir. Das Fischen war nämlich damals meine Leidenschaft und hatte mir schon eine Tracht Prügel und meinem Vater eine Polizeistrafe von einigen Talern eingebracht. Heute bin ich zu bequem, um über Wiesengräben zu hopsen. Sonst sollte unser Menschen- und Hechtfischer mal eine Konkurrenz erleben!

Klara, reich' den Damen noch mal die Schokolade! Und wenn einer nicht mehr brennt, die Kiste steht da zu gefälliger Benutzung ...

Das bringt mich wieder auf die Fidibusse. Als ich, von meiner Wasserfahrt zurückgekehrt, mich an ihre Fabrikation machte, fiel mein Blick unwillkürlich hier und da auf Stellen der Geschichte, die am Morgen meine Wangen gerötet und mein Herz hatten klopfen lassen. Ich habe mich als Junge in diese Art Literatur sehr eingelesen, — leider viel tiefer als je in Schiller und Goethe. Ich glaube, ich könnte selbst so'n Ding dichten! Ich will mal versuchen, Ihnen die letzte Seite der ‚Bluthochzeit' nachzudichten!

Wie ein Luchs sprang der hinterlistige Apachenhäuptling, bis an die Zähne bewaffnet, zwischen denen noch ein scharfgeschliffenes Bowiemesser steckte, dessen fußlange, glänzende Klinge von gräßlich geronnenen Blutflecken bedeckt war, wie John mit dem schnellen Blick des Entsetzens bemerkte, aus seinem Versteck auf diesen zu, der, unfähig, sich zu rühren, mit stiller Ergebung den tödlichen Streich erwartete. Das grausig schrillende Triumphgeheul des blut- und rachgierigen Feindes gellte an sein erzitterndes Ohr und lähmte seine letzte Widerstandskraft; indem er den noch warmen, aber bereits entseelten Leichnam der Geliebten an sein klopfendes Herz drückte, schloß er die Augen.

Famos gelungen! Großartig!

Sie sehen, meine Herrschaften, unser kleiner Professor ist nicht der einzige Poet in unserem Kreise. Auch andere Leute hat die Muse angeküßt. Was meinst du,

Klara? Ob ich diese schöne Gabe, die ich eigentlich eben erst in mir entdeckt habe, nicht zu einem kleinen Nebenverdienst verwende? Ich glaube, dann könnte ich alle deutschen Lyriker auslachen und dir die unwahrscheinlichsten Hüte kaufen.

— „Nun werde man bald wieder vernünftig, Kurt." —

Nicht umsonst sollst du mich gemahnt haben, teures Weib. Also beim Fidibusmachen las ich diesen oder vielleicht einen noch schöneren Schluß der Indianergeschichte noch einmal und mußte — schmunzeln. Es dämmerte mir so ganz leise auf, daß der Kerl doch eigentlich ein hundsmiserables Deutsch schrieb und in diesem den reinsten Blödsinn zur Welt brachte. So machte es mir keine sonderlichen Schmerzen, die Bluthochzeit am Mississippi zu Fidibussen einzuschlachten.

Mit einem von diesen zündete mein alter Herr sich nach dem Abendbrot die Pfeife an. Während sie dampfte, saßen wir zu dritt um den Tisch und spielten Domino.

Dieses Spiel habe ich im Schönauer Pfarrhause für mein ganzes Leben liebgewonnen. Wir spielen es noch heute gern. Wenn die Herren Stadtverordneten meiner Gemütlichkeit doch einmal hart zugesetzt haben, oder wenn meiner teuren Klara eine Laus über die Leber gekrochen ist, übt es seine beruhigende Wirkung auf uns aus, indem es den Geist so leicht und anmutig in dem Zahlenkreis von eins bis achtzehn beschäftigt und die Sorgen und Fragen des Tages vergessen läßt. Meine Gattin klagt zwar manchmal über die Geistlosigkeit des

Spieles, aber gerade darauf beruht seine hygienische Wirkung auf ihr Gemüt.

— „Du mußt nicht immer Seitensprünge machen, um dich an mir zu reiben. Deine Geschichte leidet darunter. Du hast sonst bis jetzt gar nicht übel erzählt. Ich habe mich gewundert." —

Diese huldvolle Anerkennung soll mir ein wertvoller neuer Ansporn sein...

Als ich im Domino einen glänzenden Sieg erfochten hatte, worüber meine beiden alten Mitspieler sich mehr freuten als ich selbst, mußte ich das Dienstmädchen und einen alten Knecht, der zur Bewirtschaftung der Pfarrländereien gehalten wurde, hereinrufen, und es wurde Abendandacht gehalten. Diese berührte mich sehr fremdartig. Ich hatte gedacht, von Gott müßten nur die Pastoren in der Kirche und die Lehrer in der Schule reden. Und wenn es überhaupt einen gäbe, so wohnte er ungeheuer weit weg, irgendwo im Himmel. Und nun sprach man hier mit ihm, als ob er mit uns unter einem Dache hauste... Und das war denn ja auch wohl so...

An eine Flucht über den großen Teich dachte ich diesen Abend nicht. Ich fühlte mich in meiner Haut ganz wohl. Wenn man auf dem Lande rudern und fischen konnte, ließ es sich da aushalten. Zu den beiden alten Leuten fühlte ich beinahe schon etwas wie Zuneigung. Es war eigentlich durchaus nicht an mir herumerzogen worden wie zu Hause und auch in der letzten, durch ihre Strenge berühmten Pension. Aber ich fühlte mich von einer gesunden und warmen Luft umgeben und ahnte leise,

es gäbe am Ende doch noch eine andere Art zu leben, als die bisherige faule und wilde, und vielleicht würde sie mir gar nicht so übel gefallen. Der Apfel, ein dicker mit roten Backen, den ich als Lohn meiner Arbeit hatte einstecken müssen, schmeckte sehr gut. Offen gestanden, besser als alle Zigarren, die ich schon geraucht, und all das Bier, das ich schon getrunken hatte.

Aber, meine Herrschaften, daß Sie mir nun ja nicht glauben, der wilde Kurt sei im Handumdrehen bekehrt und ein sanfter Heinrich und milder, frommer Musterknabe geworden! Diesen schnöden Verdacht muß ich mir energisch verbitten. Darauf legte mein weiser alter Pastor es aber auch gar nicht an. Wenn ich in den Schul- und Arbeitsstunden meine Pflicht getan hatte, durfte ich nicht nur den Aalen nachstellen, sondern auch mit jungen Leuten meines Alters Verkehr suchen. Und das wurde mir gestattet, obgleich mein Vater den Wunsch ausgesprochen hatte, man möchte mich recht stramm und vor allem von bösen Buben fern halten. Die mir gelassene Freiheit rechnete ich meinen Pfarrersleuten hoch an, und durch das Vertrauen, das sie mir damit entgegenbrachten, weckten sie mein Ehrgefühl, das mir verbot, jenes grob zu täuschen. Trotzdem, Frau Pastorin, wenn Sie mich damals statt Ihres frommen Geigenspielers zum Nachbar gehabt hätten, würden Sie kaum auf den Einfall kommen, mich als jungen Herzensheiligen zu feiern. Das heißt, man kann doch nicht wissen, was aus einem geworden wäre, wenn so eine kleine niedliche Nachbarin einen an der Liebe Rosenband gegängelt hätte. Aber ich hatte keine solche, und

wo richtige Jungens zusammen sind, da kommt auch mal was vor.

Einmal hatten wir einen recht dummen Streich gemacht. Vielleicht war es gar ein schlechter. Wir hatten nämlich einem alten Weibe, das als Dorfhexe galt — wahrscheinlich war sie es auch — mit Steinen von einem nahen Neubau ihr Häuschen verbaut, weil sie ja auf dem Besenstiel zum Schornstein hinausreiten könnte.

Dieser böse Schabernack war zur Kenntnis meines Pastors gekommen, das wußte ich. Als wir uns beim Abendessen zuerst wiedersahen, mieden die beiden alten Leute meinen Blick und verhielten sich während der ganzen Mahlzeit schweigend. Die Bratkartoffeln, die er sonst so liebte, ließ er mit traurigem Gesicht vorübergehen. Das rührte mich. Ich nahm mir zwar welche, brachte sie dann aber doch nicht hinunter. Beileibe nicht aus Furcht vor Strafe! Ich habe als anständiger Junge die Folgen meiner Taten stets auf mich genommen. Die Traurigkeit meiner beiden guten Alten war's, die mir den Appetit verdarb.

Als wir vom Tische aufstanden, wurde ich freundlich gebeten, mit in die Studierstube zu kommen. Dort ließ der alte Herr sich schwer in seinen knackenden Lehnstuhl fallen. Ich mußte mich dicht vor ihn stellen.

Er hatte den Blick zu Boden gesenkt und schwieg lange. Endlich seufzte er und sagte leise, ohne mich anzusehen: „Das hätte ich von dir nicht gedacht."

Wieder längeres Schweigen.

Zuletzt hob er den Blick und sah mich voll und ruhig an.

Ich wich seinen Augen aus.

„Sieh mich an," sagte er.

Da zwang ich meine Augen, den seinen zu begegnen.

„Darf — man — so — etwas — wohl — tun? ..."

Ich gab keine Antwort.

„Nein — so — etwas — darf — man — nicht — tun ..."

Das war alles.

Kein Wort über die Sache mehr, weder jetzt noch später. Aber die längste Strafrede, die strengste Strafe würde nicht so tief auf mich gewirkt haben, wie diese verblüffend einfache Frage und ihre ebenso einfache Antwort. In den früheren Erziehungsmaßregeln, die meist mit Kapuzinaden begonnen und mit irgendwelcher Strafe geendigt hatten, hatte ich es nach meinem Gefühl immer mit einer feindlichen Macht zu tun, die meinen Lebensdrang unterdrücken wollte und der auf alle Weise Widerstand zu leisten und Abbruch zu tun ich für mein gutes Recht hielt. Aus dieser einfältigen Frage und Antwort aber trat mir plötzlich etwas entgegen, dessen Dasein ich bis dahin kaum geahnt hatte: eine sittliche Welt und Weltordnung, die mich — das fühlte ich auf einmal ganz deutlich — nicht unterdrücken, sondern heben, befreien, beglücken wollte, wenn ich mich freiwillig ihren Gesetzen fügte ...

Mit solch einfachen Mitteln auskommen konnte freilich nur ein Mann, in dem das Sittliche, oder wie er's auf der Kanzel gern nannte, das Reich Gottes, so verkörpert war, so im Leben, in der Haltung, im Gesicht, in der

Stimme, in allem Gestalt gewonnen hatte, wie in diesem herrlichen alten Menschen...

Ich hab's nachher bei meinem zweiten, dem Windhund, auch einmal mit derselben Frage und Antwort versucht. Da hat der Bengel mich ganz kurios angesehen, und wie er draußen gewesen ist, ist er losgeplatzt, weil er so billig davongekommen war. Da habe ich ihn denn nachträglich doch noch übergelegt. Wir Feld-, Wald- und Wiesenväter und -erzieher müssen also wohl zuweilen doch noch mal den Bakel aus der Ecke nehmen, zum Entsetzen aller alter Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts, die dann gleich von totgeschlagener Menschenwürde jammern. Eine tüchtige Tracht Prügel, die durchzog, glaub' ich, hätte mir einige Jahre früher mal sehr gut getan. Es war viel zu viel auf mich eingeredet worden. Ich hätte besser auch einmal Taten sehen sollen. Gegen Worte, und mögen sie noch so schön sein, hat die Sorte von Jungens, zu der ich gehörte, ein sehr dickes Fell, und diesen muß man auf andere Weise beikommen, — wenn man eben nicht einer ist, wie mein alter Pfarrer.

So außerordentlich einfach mein Hirte demnach sein Lämmlein hütete, ebenso einfach leitete er im Grunde seine großen Schafe.

Denken Sie sich, Frau Pastorin, ich ging damals Sonntag für Sonntag in die Kirche!

Nicht daß der Schäferstecken mich hineingestoßen hätte. Aber erstens schien es mir ganz selbstverständlich, der Wochenarbeit meines alten Herrn diese Ehre anzutun. Und dann horte ich ihm auch wirklich gern zu. Von

ranzigem Öl und unechtem Pathos keine Spur! Er war im Grunde auf der Kanzel ganz derselbe wie unter ihr. Nur daß sein ganzes Wesen dann … nun, ich finde keinen anderen Ausdruck: geweiht und geheiligt erschien. Was sonst als eine stille Glut mehr verborgen in ihm ruhte, das schlug dann in schönen Flammen auf. Seine Worte waren im Grunde sehr schlicht, fast einfältig, aber in ihnen wuchtete die Kraft einer gereiften und starken sittlich-religiösen Persönlichkeit. Da war auch wieder jenes Sichwundern und Staunen, von dem ich schon erzählt habe. Er konnte immer wieder auf das ehrlichste über Gottes Weisheit, Liebe und Güte staunen, wie auf der anderen Seite über die Torheit und Undankbarkeit der Menschen sich wundern. Und ich glaube, er hat auf diese Weise aus manchem Menschen das Reich des Teufels heraus- und dafür das andere Reich in ihn hineingewundert. Ich habe nämlich dort in Schönau, wo er fast drei Jahrzehnte gewirkt hatte, sehr seltene Vögel kennengelernt — Christen. Ja, Frau Pastorin, machen Sie nur wieder Ihre empörten Augen! Trotz aller Kirchen und Konsistorien erlaube ich mir doch zu glauben, daß dies recht seltene Vögel sind. Wenn man nämlich nicht engbrüstige, kleinliche Kopfhänger und Pharisäer, sondern fromme, freie, frohe Gotteskinder darunter verstehen will! Und das darf man am Ende doch wohl. Aber in deinem Garten, oll Vater Wedemann, da gab's einige. Und vor allem du selbst mit deinen großen, verwunderten, vertrauenden Augen warst ein Christ in des Wortes verwegenster Bedeutung. Und deine kleine Luise, die dir in allem so

wunderbar ähnlich geworden war, war's auch. Ihr beide seid als ein paar reine, vertrauende große Kinder eures Vaters durch das Leben gegangen, und die, welche ihr ein Stück Weges an eure Hand nahmet, die segnen jene Zeit noch heute ...

Nach zwei Jahren ließ ich auf dem Gymnasium meiner Vaterstadt, das durch ein Schreiben meines alten Pastors sich veranlassen ließ, durch meine früheren Sünden einen Strich zu ziehen, mich prüfen. Ich wurde ohne Bedenken in die Obersekunda aufgenommen und habe die Schule dann auch glatt absolviert. Von meinen Lehrern konnte ich mir keine bessere Behandlung wünschen. Sie waren wohl dieselben geblieben, aber ich war ein anderer geworden. Ein paar Stunden Karzer habe ich mir aber doch noch einmal geholt! Und über die unterste Bank bin ich nicht hinausgeklettert! — Auch zu meinem Vater ergab sich jetzt ein herzlicheres und wärmeres Verhältnis, das bis zu seinem Tode ungetrübt geblieben ist.

Na, und auf der Universität bin ich dann ja euch drei braven Kerlen in die Hände gefallen, und ihr habt mich durch alle eure Romantik und Bravheit mitgeschleift. Schön war's doch, und auch ganz gesund. Für e u c h, meine ich! Ihr mußtet einen haben, der euch immer wieder auf die Erde bringen konnte. Wißt ihr noch, die herrlichen Wurstessen mit echtem Bayrischen, die wir auf meiner Bude gefeiert haben? Sie müssen nämlich wissen, meine Damen, bei unserem kleinen Professor gab's immer nur so 'nen dünnen Teeaufguß. Zur Entschädigung freilich stets etwas sogenanntes „Schönes,"

was er in irgendeinem Buche aufgegabelt hatte. Na ja, der eine ist ein Gourmand auf dieses, der andere auf jenes.

Und nachher hat meine Frau Gemahlin mich in ihre Finger genommen. Eine Heilige ist sie nicht, wie Ihnen bekannt ist. Aber das schadet nichts. Ist vielmehr besser so. Wie heißt doch die Moral in der schönen Geschichte: „Dat Wettlopen twischen den Swienegel und den Hasen up de Buxtehuder Heide“? „Wer en Swienegel is, de mut tosehn, dat sine Fro ok en Swienegel is.“ So ähnlich, äußerlich und innerlich, wie das alte Eulenehepärchen oder wie ein Swienegel dem anderen, sind wir einander im heiligen Ehestand auch nicht geworden. Auch das schadet nichts. Einen Leisten für alle Menschen und alle Ehen gibt's ja Gott sei Dank nicht.

Man hat sich rein durstig und hungrig geredet. Hoffentlich bringt Mutter Siems heute abend etwas Herzhaftes auf den Tisch, und nicht irgend so 'nen Mehlpapp!

Und nun, Frau Pastorin, ist mein Garn zu Ende und mein Strumpf fertig!

Die Pastorin schoß los:

„Warum haben Sie denn in Ihrer Geschichte in einem fort mich aufs Korn genommen?“

„Das werden Sie freundlichst entschuldigen,“ sagte der Erzähler. „Erstens bin ich gewohnt, viel nach dem Thermometer zu sehen. Und dann, wissen Sie, habe ich mich in meinem Beruf und in meiner Ehe daran gewöhnt, immer einen Gegner vor mir zu haben. Meine Frau wollte ich heute nun gern mal schonen. Sie kann dann nicht schweigen, und es gibt Weitläufigkeiten. Da

waren Sie, wie Ihre Amtsschwester, de Fro Pastor Behrens in der Stromtid zu sagen pflegt, ‚die Nächste dazu'." —

Frau Siems schien wirklich auf die Arbeit, die ihr bester Esser heute geleistet hatte, Rücksicht genommen zu haben. Es gab Schweinsrippchen mit Erbspuree und Sauerkraut. Der Bürgermeister aß wie ein Schmied, der den ganzen Tag am Amboß gestanden hat. Während die anderen ihren Tee tranken, leistete er sich eine Flasche Wein. Er machte einen Kalauer nach dem anderen, als schämte er sich, daß er in seiner Erzählung zeitweise in einen anderen Ton gefallen war, und als könnte er das gar nicht schnell genug wieder in Vergessenheit bringen.

Als Frau Elisabeth mit ihrem Mann allein war, sagte sie: „Ich werde aus ihm nicht klug."

„Er gehört," antwortete dieser, „zu jener gar nicht seltenen Art von Menschen, die man umgekehrte Heuchler nennen könnte, die — so lasen wir einmal in den Jugenderinnerungen eines alten Mannes — es lieben, ihr Gold zu verkupfern, damit die Leute es nicht für vergoldetes Kupfer halten können."

Von brauner Höhe schaut ein schön gewölbter Grabhügel ins Land.

„Nun wollen wir diese Wochen zu Grabe tragen," sagte der Doktor, indem er mit seiner Familie zu ihr hinaufstieg.

Am Hang des Hünengrabes lagerte man sich.

Bei einem schon erblühten Heidebusch, den man unterwegs getroffen, hatten sich alle mit roten Sträußchen versehen.

Der Professor und Frau Elisabeth hielten ihre zarten Blütentrauben in der Hand. Frau Klara hatte den stattlichen Busen geschmückt, ihr Gatte kaute auf seinem Stengel. Dem Pastor saß sein Sträußchen im Knopfloch, seiner Frau lag's im Schoße. Der Doktor hatte sich eine Rispe unter den Brillantring des kleinen Fingers der linken Hand geschoben.

Vor seinen Füßen, aber einige Schritt entfernt, weil Frau Klara ihn nicht liebte, lag sein schwarzer Gefährte und Freund. Auch dieser hatte angenehme Wochen hinter sich. Einen Maulwurf, zwei Spitzmäuse und eine sechsköpfige Wasserrattenfamilie hatte er unter den Augen seines Herrn mit Wollust abgewürgt, die baumauf gejagten Eichhörnchen, verfolgten Hasen und angebellten Igel nicht zu zählen. Einmal hatte er vor einem Fuchsbau sehnsuchtsvoll gewinselt und sogar auf einer Dachsfährte seltene Nasenweide gefunden.

Auch meine Erzählung führt in längst vergangene

Tage zurück, in die Zeit, „da ich noch selbst im Werden war".

Wie liegt so weit, was mein einst war!

Und doch, in diesen wunderlich warmen Tagen, wie nahe!

Es ist mir, als wäre der Freund, von dem ich erzählen will, erst gestern von mir gegangen. Er ist derselbe, den ich kurz vorher verloren hatte, als wir vier uns fanden. Ihr werdet euch wohl dunkel erinnern.

Mein letztes Schuljahr hatte begonnen, es war die erste Unterrichtsstunde. Ich saß auf der obersten Bank der Oberprima und hatte die wohlbekannten Köpfe vor mir, die durch die Schuljahre zusammen mit dem meinen an Umfang und Weisheit zugenommen hatten.

Einen Freund hatte ich unter meinen Mitschülern nicht. Es „genügte" mir unter ihnen keiner. Wenigstens bildete ich mir das ein. Und ich werde wohl — nicht ganz mit Unrecht — für einen eingebildeten und selbstsüchtigen Menschen gegolten haben.

Unter den altbekannten Hinterköpfen entdeckte ich unten auf der letzten Bank einen neuen und fremden. Er war mit strohblondem Haar bedeckt und stand nicht ganz senkrecht auf den Schultern.

In der Frühstückspause konnte ich mir den Passagier, der so kurz vorm Ziel in unser Schiff eingestiegen war, genauer ansehen.

Sein langes Gesicht zeigte eine Unmenge Sommersprossen, die nur eine nicht übel gebildete Stirn frei ließen. Den Ausdruck der Augen ließ eine starke Brille nicht erkennen. Die Bewegungen waren unbeholfen

und linkisch. Zum guten Teil mochte daran seine Kurzsichtigkeit schuld sein. Die Kleider saßen auffallend schlecht. Der Schneider war offenbar der Aufgabe, die dieser lange und etwas schiefe Körper ihm gestellt hatte, nicht gewachsen gewesen.

Nachdem ich diese Beobachtungen gemacht hatte, war ich mit dem Ankömmling fertig und interessierte mich weiter nicht für ihn.

Er hatte sich niemandem vorgestellt, und so kümmerte sich auch sonst in der Klasse keiner um ihn. Doch trug er nicht selten zur allgemeinen Erheiterung bei. Wenn der arme Kerl, der traurigste Mathematiker, der mir im Leben begegnet ist, in schlechter Haltung mit schlotternden Knien vor der Wandtafel stand und durch die dicke Brille die für ihn siebenfach versiegelten geometrischen Figuren anstarrte, während der sehr nervöse Professor sich die Haare raufte und vor der Klasse hin und her lief, so war das in der Tat ein überaus komischer Anblick, der immer wieder große Heiterkeit hervorrief.

Unsere Gymnasialstadt war in früheren Zeiten eine Festung gewesen. Jetzt waren die Befestigungswerke längst geschleift und in hübsche Anlagen umgewandelt. Weiterhin nahmen diese einen mehr wald- und buschartigen Charakter an. In ihrem wildesten Teile, wo ein klarer Bach in tief eingeschnittenem Bette über blanke Kiesel hüpfte, hatte ich schon als Tertianer eine Holzbank entdeckt, die außer mir und dem Waldwärter wohl kein Mensch kannte. Dieser erzählte mir einmal, ein alter Sonderling habe sie sich machen lassen und ihm

einen heiligen Eid abgenommen, seinen Schlupfwinkel keinem Menschen zu verraten. Als ich auf einem Streifzuge diesen entdeckte, war jener bereits gestorben, und ich trat stillschweigend sein Erbe an.

Während der schönen Jahreszeit pflegte ich hier manche Stunden mit Arbeiten für die Schule und mit Lesen, vorzugsweise naturwissenschaftlicher Werke, zuzubringen. Ausgezeichnete Jagdgebiete für Schmetterlinge, Käfer und andere Insektenarten, die ich noch immer mit großem Eifer sammelte, waren in der Nähe. Als ruchloser Tertianer hatte ich dort auch das Eiersammeln mit Leidenschaft betrieben, aber diese Zeit lag jetzt hinter mir.

Eines Nachmittags im Mai, als ich wieder durch das dichte Gebüsch zu meiner Bank schlüpfen wollte, fand ich sie besetzt — von dem Neuen. Es ärgerte mich sehr, daß meine grüne Einsamkeit entdeckt war, und verdrossen schlug ich mich in die Büsche.

Einige Tage später saß ich auf meiner Bank, als ich zu neuem Verdruß den Rivalen daherkommen sah. Bei seiner Kurzsichtigkeit hätte er sich vielleicht mir auf den Schoß oder doch an meine Seite gesetzt, wenn ich mich nicht rechtzeitig geräuspert hätte. Er wurde rot, stammelte eine Entschuldigung und verschwand.

Von da an sah ich ihn in meinem Revier zunächst nicht wieder. Er besaß also wenigstens Anstand genug, um ältere Rechte zu respektieren.

Es kamen warme Junitage. Ich saß nun nicht mehr auf der Bank, sondern warf mich einige Schritte von ihr entfernt an den murmelnden Bach ins Gras.

Da lag ich also eines Nachmittags, als ich auf dem Waldboden den dumpfen Hall von Schritten hörte. Sie kamen näher ...

Richtig! Da ist er doch wieder, der Eindringling! Aber ist er's wirklich? Kann sein unschönes Gesicht so leuchten wie das Gesicht, das da zwischen den Blättern erscheint? Kann der unbeholfene Körper so daherschweben, als ob er von irgendeiner unsichtbaren Macht getragen würde? ...

Nun hat er sich auf meiner Bank niedergelassen.

Was das wohl geben soll!?

Mathematikformeln lernt er nicht auswendig. Mit Lessings Laokoon, aus dem uns ein zum Sterben langweiliges Aufsatzthema gestellt war, schlägt er sich auch nicht herum ...

Allmählich dämmert es mir auf.

Er dichtet. Mit einem Dichter bin ich in dem grünen Waldkämmerlein eingeschlossen.

Was sollte ich machen? Aufstehen und fortgehen? Oder husten und ihn dadurch verjagen?

Nein. Wer konnte wissen, ob ich mir damit nicht ein unsühnbares Verbrechen gegen keimendes Leben zuschulden kommen ließ? Und die bunte Fülle der verschiedenartigsten Lebenserscheinungen kennenzulernen, ist mir von jeher ein Bedürfnis gewesen. Warum sollte ich die seltene Gelegenheit, eine der wunderlichsten einmal scharf zu beobachten, mir entgehen lassen?

Sie sehen, ich habe hier eben ein Notizheft aus der Tasche gezogen. Von solchen besitze ich einen ganzen Stapel. Sie alle sind mit Stichworten gefüllt, durch die

ich mir in meinen Werdejahren Beobachtungen und Erlebnisse für die Erinnerung festgelegt habe. Ich habe die Hefte in den Sommerwochen stets bei mir, um diese oder jene Erinnerung, die mir in sommerlicher Stille auftaucht, mit Hilfe der Aufzeichnungen schärfer fassen zu können. Ich darf wohl hin und wieder einen Blick hineinwerfen, damit ich nicht in Gefahr komme, darauf los zu phantasieren, und mich auch zugleich vor dem Verdacht schütze, als ob ich es täte.

Ich habe schon erzählt, daß der Dichter durch den Wald dahergeschwebt kam. Als ob er nicht rindslederne Schuhe, sondern Schwingen an den Füßen hätte, wie Homer sie den Olympischen an die Hacken bindet. An der Bank schoß er um mindestens anderthalb Meter vorbei, dann aber besann er sich, kehrte um und ließ sich nieder. Die Arme hinter sich um die Lehne schlingend, schob er den Körper so weit als möglich nach vorn. Ein seliger Traum lächelte durch die dicken Brillengläser. Daß die Augen hinter diesen mich entdeckten, brauchte ich nicht zu fürchten. Ein Mensch, der so von seinen inneren Gesichten hingenommen ist, sieht nichts, was der Welt der Erscheinung angehört, selbst wenn er nicht kurzsichtig wäre und kein Gebüsch seinen Blick hemmte.

Das Traumlächeln verschwand. Es legte sich wie ein Schleier über sein Gesicht. Wie die weißgraue Wolke über dem Vesuv nur wenig von der Glut im Schoße des Berges verrät, so ließ das Gesicht von den dunklen Gefühlen, die im Innern erwacht waren, jetzt nicht viel ahnen.

Aber plötzlich fing es an, in seinen Zügen zu zucken und zu wetterleuchten. Durch die Brillengläser loderte ein schönes, wildes Feuer. Auch in den Körper kamen Bewegungen. Die Brust hob und senkte sich. Die linke Hand griff in das Haar, so daß der Hut zur Erde fiel; die rechte in die Luft, als wollte sie etwas Unfaßbares fassen . . .

Plötzlich erhob sich der ganze Mensch, reckte die Glieder, daß sie in den Gelenken krachten, und der Brust entrang sich ein Stöhnen.

Dieses schien eine befreiende und das Innere entlastende Wirkung auszuüben. Denn nun tasteten die Hände zitternd und planlos die Taschen ab und brachten endlich ein Notizbuch zum Vorschein. Und noch einmal begaben sie sich auf die Suche, diesmal etwas planvoller und ruhiger, und förderten einen Bleistift ans Licht.

Der Anblick seiner stumpfen Spitze schien ihn noch mehr zu beruhigen. Mit feierlicher Langsamkeit wurde sie angespitzt. Die Seele war offenbar nicht bei der Sache. Die schwamm indessen wohl selig auf dem jetzt stiller gewordenen Meere ihrer Gefühle.

Endlich versenkte die Bleispitze sich zwischen die glänzenden Wachstuchdeckel und arbeitete eine Weile in schöner, friedlicher Ruhe. Es tat wohl, zu beobachten, wie der Strom, der vor einigen Minuten die Brust sprengen wollte, jetzt in sorgfältigen Buchstaben auf das weiße Papier floß.

Aber halt, da ist eine Hemmung! Der Stift hebt sich langsam und bleibt ein paar Sekunden in der Luft und — hui! wie der Blitz! saust er ins Buch hinab und ver-

nichtet sein eigen Werk. Und die linke Hand fährt hinterdrein, ratsch! ein Stückchen weißes Papier schimmert durch die Luft und verschwindet zerknüllt in der Hosentasche.

Wieder ist der Stift ruhig an der Arbeit, und dieses Mal länger als vorhin. Jedes Hindernis wird offenbar glatt genommen. Man sieht es an dem sieghaft schönen Ausdruck des Gesichts.

Aber nach längerer friedlicher Arbeit bockt die Feder wieder und ist nicht weiterzubringen, obgleich sie mehrfach im Munde angefeuchtet wird. Es muß ein besonders schweres Hindernis im Wege sein.

Der Dichter legt sich der Länge nach auf die Bank und schaut zu den Wolken auf, als wollte er ihnen ihre letzten Geheimnisse abfragen. Aber sie schweben langsam und stumm durch die Bläue und verraten nichts. Er steht auf und schaut in das Blattgewirr eines Baumes hinauf. Aber zwischen den grünen Blättern hängt nicht als reife Frucht, was er sucht. Er pflückt ein Blümchen, das unweit der Bank sein bescheidenes Licht leuchten läßt, hält es in beiden Händen zwischen den Knien und schaut vornübergebeugt tief in seinen Kelch hinein, als schlummere drinnen die Antwort auf die Frage, die in seinen Augen brennt. Aber das Blümchen sieht ihn unschuldig an und weiß von nichts.

Wo ist das sieghafte Traumlächeln, das Feuer dieses Gesichts geblieben? Es erscheint abgespannt, sorgenvoll, alt. Der arme Kerl tat mir leid. Es muß schrecklich sein, wenn das Gefühl drinnen in seinem Kerker tobt und kann sich nicht, Wort werdend, erlösen.

Verzweifelt und wie gebrochen saß er da auf der Bank ... Zuletzt fing er wieder an — seinen Bleistift zu spitzen. Und spitzte langsam, lange. Endlich beugte er sich vor, um den Bleistaub von dem Fingernagel zu blasen. Und siehe da! In diesem Augenblick huscht ein heller Schein über sein Gesicht. Er wirft sich auf die Knie, legt das Büchlein mit zitternden Händen auf die Bank, und die neue Spitze hüpft, tanzt, jauchzt über das Papier. Endlich macht sie einen feierlichen Schlußstrich.

Aufstehen, tiefes, befreites Aufatmen, im Gesicht ein triumphierendes Freudenlicht ...

Pst! Er nimmt das Büchlein vor die Augen. Ob der Horcher im Busch jetzt mehr erfahren soll? ...

Nein, leider nicht.

Er liest leise für sich ... Das Licht in seinem Antlitz verdunkelte sich ein paarmal, wie die Sonne hinter Wolken. Und als die Hand mit dem Heft niedersinkt, ist es um vieles stiller geworden. Was da jetzt auf dem Papier steht, ist doch wohl längst nicht das, was werden wollte. Ein wenig resigniert verläßt der unglücklich glückliche Dichter das Kämmerlein seiner Wehen und Freuden.

Ich war froh, daß ich nun aufstehen und mich ordentlich dehnen und recken konnte. Dann setzte ich mich auf meine alte Bank, die eben so Wunderliches erlebt hatte, und verfiel in Nachdenken. Ich konnte mir freilich keine deutliche Vorstellung machen, was es war, das den seltsamen Menschen so tief bewegte. Aber ich hatte das Gefühl, es handelte sich hier um etwas Elementares,

um Lebensäußerungen aus einer Region, in welche die Wurzeln meines Lebens nicht hinabreichten. Der Mensch mußte etwas haben, was ich nicht hatte, obgleich er mir in der Schule nicht das Wasser reichen konnte. Er war mir interessant geworden, und ich beschloß, mich ihm zu nähern, um womöglich hinter das Rätsel zu kommen, das er mir aufgab. Das schien mir auf einmal interessanter als das ewige Beobachten und Sammeln von Insekten.

Meine ersten Versuche, an ihn heranzukommen, schlugen fehl. Es wurden nur ein paar Worte gewechselt, die über das Konventionelle nicht hinausgingen.

Einige Wochen später, unmittelbar vor Beginn der Sommerferien, feierte unsere Schule ein Jubiläum. Es wurde mit Turnspielen, einem gemeinsamen Abendessen und nachfolgendem Ball in einer Sommerwirtschaft vor der Stadt festlich begangen.

Bei der Festtafel saßen ich, der Primus, und er, der Ultimus, weit auseinander. Es kam eine angeregte Stimmung auf, eine halbe Flasche Wein tat auch ihre Wirkung, und so hatte ich auf einmal Lust, noch diesen Abend einen neuen Versuch der Annäherung zu machen. Einstweilen trank ich ihm über den Tisch zweimal zu, was ihn zu verwundern schien.

Als das Tanzen seinen Anfang nahm, hatte ich mich zunächst einer kleinen Nachbarin zu widmen, die von mir eingeladen war. Ich verlor aber ihn, der einsam in einer Ecke des Saales stand und fremd in das bunte Gewimmel sah, nicht aus den Augen.

Nach einigen Tänzen bemerkte ich zu meinem Schreck,

daß er nicht mehr anwesend war. Ich verließ sofort den Saal, in der Hoffnung, ihn draußen zu treffen.

Vor der Tür öffnete sich eine gerade Lindenallee, die drüben in den Abendhimmel zu münden schien. Gegen sein tiefes Rot hob sich am Ende der Baumreihen die Gestalt des Gesuchten scharf ab.

Ich ging ihm nach und trat still an seine Seite. Er sah mich fragend an.

„Wie ist das hier draußen schön und still ...“ sagte ich, um etwas zu sagen.

Er nickte.

Eine Weile schauten wir schweigend miteinander in die Weiten und Tiefen von Glanz und Farbe.

„Warum tanzen Sie nicht?“ fragte ich endlich.

„Ich kenne hier niemand,“ antwortete er.

„Dann kommen Sie,“ lud ich ein, „ich stelle Sie vor.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich tanze nicht.“

„Warum nicht?“

Er sah lächelnd an seiner Gestalt hinunter.

„O, was das betrifft ...“

Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und lächelte wieder fein: „Ach, bitte, geben Sie sich keine Mühe ...“

Ich schwieg.

„Sie sollten sich aber meinetwegen Ihren Freunden nicht entziehen,“ sagte er nach einer Weile.

„Einen Freund habe ich nicht ...“ antwortete ich. „Die Stille nach all dem Festtrubel tut wohl. In ihr findet man sich selbst wieder.“

Er sah mich von der Seite verwundert an.

„Gehen wir hier vielleicht etwas auf und ab?“ fragte ich nach längerem Schweigen.

Er war einverstanden.

So gingen wir die Lindenallee auf und nieder. Bald wandelten wir in den gelben Schein der Saalfenster hinein, bald in das tiefe leuchtende Rot des Abends. Drüben lockte das Jauchzen der Geigen, hier grüßte der Friede, der sich an solchen Sommerabenden vom Himmel auf die Erde senkt. Jetzt sahen wir tanzende Pärchen hinter den offenen Fenstern sich vorbeidrehen, dann wieder purpurgesäumte Wolken ihre stille Bahn ziehen.

Wir sprachen zuerst über Schulverhältnisse, waren aber bald damit fertig. Für uns Oberprimaner bedeutete die Schule nicht mehr die Welt. Ein weiteres, freieres, größeres Leben schien aus goldenen Fernen herüberzuwinken.

Als wir wieder einmal an den erleuchteten Saalfenstern angekommen waren, blieben wir stehen.

„Wollen wir jetzt nicht wieder eintreten?“ fragte ich, nachdem wir eine Weile schweigend in das bunte Treiben geblickt hatten.

Er zog seine Uhr.

„Für mich wird es Zeit.“

„Zu Bett?“ fragte ich.

Er schüttelte lächelnd den Kopf: „Ich wandere die ganze Nacht durch, nach Hause.“

„Wie weit haben Sie bis dahin?“

„Sechs bis sieben Stunden.“

„Und die wollen Sie jetzt in der Nacht laufen?“

„Ich kenne nichts Schöneres als eine schöne Sommer-

nacht," sagte er leise und sah zu dem Stück Himmel empor, das durch das Lindendach auf uns herniedersah.

Mir kam ein Gedanke. Einen Augenblick schwankte ich. Ach was! Der kleinen schnippischen Nachbarin fehlte es nicht an Rittern, und sie hatte mir erst eben wieder gezeigt, daß sie einen anderen bevorzugte. Es zog mich merkwürdig, mit diesem Menschen eine Stunde durch die stille Nacht zu wandern.

„Ich hätte wohl Lust, Sie eine Strecke zu begleiten," sagte ich zögernd.

Er sah mich erstaunt an.

„Warum möchten Sie das?"

„Ich möchte, daß wir beide uns etwas genauer kennenlernten."

Er sah mich fast erschrocken an. Aber sein Blick hatte nichts Abweisendes.

Zum letztenmal schritten wir die Lindenallee entlang und dann über sie hinaus gen Westen, wo noch eine schwache Helligkeit über dem Horizont lag.

Schmale Pfade führten uns durch weite Kornfelder. Die Musik hinter uns wurde ferner und leiser. Bald erreichten uns nur noch abgerissene Töne. Dann verstummten auch diese, und es war nichts um uns als das säuselnde Rauschen der Ähren, die ein sanfter Hauch bewegte.

Wir wanderten am Ufer eines Sees. Der Mond warf ein breites, glitzerndes Band über die Fläche und verlieh weißen Wasserrosen seinen schönsten Silberschimmer. Leise klatschten die ziehenden Wellen gegen die Halme des Schilfs, in dem der Nachtwind flüsterte.

Wir kamen in ein Dorf. Die dunklen Massen der Häuser, ihre scharfumrissenen Schatten auf der Straße, die weicher umgrenzten der Bäume, das Mondlicht, die toten Fenster, hinter denen müde Menschen Kraft zu neuer Arbeit sammeln — wie schön ist so ein schlafendes deutsches Dorf ...

Ein gelber Schein fällt auf die Straße. Mein Begleiter faßt mich beim Arm und zeigt in ein offenes Fenster hinein. Dort sitzt ein junger Lehrer mit scharfgeschnittenem Gesicht im Schein der Lampe über seinen Büchern. „Wie schön! ...“ flüstert es an meinem Ohr. Ich sehe in ein paar warme, leuchtende Augen und fühle, wie er meinen Arm, den er genommen hat, leise an sich drückt ...

Wir waren wohl schon an die zwei Stunden gewandert. Mehrmals hatte ich umkehren wollen. Als das Dorf aus der Nacht tauchte, war ich entschlossen, vor seinen ersten Häusern mich zu verabschieden. Jetzt hatten wir es schon durchschritten, und am letzten Hause blieb ich stehen, um nun endlich die langgehegte Absicht auszuführen.

„Schade,“ sagte er leise, „jetzt gerade vorm Walde?“

Der Hochwald stand wie eine dunkle Wand vor uns, in der die schimmernd vor uns sich hinziehende Straße eine Tür fand. Und ich schob das Umkehren noch wieder auf und trat mit ein.

Was zog mich eigentlich gegen meinen Willen so weit und tief in die Nacht hinein?

Nicht die Schönheit der Sommernacht. Wenn man einige Stunden durch dämmernde Mondlandschaft ge-

wandert ist, haben sich die Sinne gegen ihren Zauber abgestumpft. Auch kommt in solcher Nacht nur ein intimeres Naturgefühl zu seinem Recht, das mir damals noch abging.

Aber der Mensch an meiner Seite ...

Wenn er vor der Klasse stand oder in der Frühstückspause mit dem Butterbrot in der Hand storchbeinig über den Schulhof stelzte, war nichts Besonderes an ihm zu bemerken. Da machte er eine komische Figur.

Aber wie verändert war mir derselbe Mensch erschienen damals im Walde, als er mit seiner inneren Welt allein war ...

Und jetzt wieder, wie er unter den Schleiern der Nacht an meiner Seite schritt.

Es lag auf ihm der Glanztau individueller Weihe, jene Schönheit, die von Linie und Form unabhängig sein kann, weil sie der Abglanz einer verborgenen, eigenartigen Schönheit der Seele ist. Es umschwebte ihn ein Licht, das aus seinen tiefsten Tiefen zu leuchten schien, und es war mir, als ob es sich auch über mich verbreitete. Nicht eigentlich durch Gedanken und Worte vermittelt, sondern ich möchte sagen, durch eine Art unmittelbarer Seelenstrahlung ... Ich empfand den, der an meiner Seite ging, nicht nur als Einzelwesen. Ich empfand durch ihn und in ihm die schöne Sommernacht, das silberne Licht, die balsamische Waldluft, die tiefe Stille, ja, das süße Geheimnis des Lebens selbst. Es war mir, als ob in Tiefen, die ich bisher kaum in mir geahnt, etwas zu quellen und zu rauschen anfinge ...

Wir mochten eine Stunde durch das Dunkel des Wal-

des gewandert sein, als wir an eine Straßenkreuzung kamen. Dort breitete eine alte Linde ihre Zweige über eine Ruhebank, und wir ließen uns nieder. Der Baum stand in voller Blüte, die weiche Luft war süßen Duftes voll.

Im Schatten sitzend, sahen wir das Mondlicht auf einer von leichtem Nebel übersponnenen Waldwiese weben.

„Füllest wieder Busch und Tal ...“ begann der andere leise, dann brach er ab. Ich empfand, daß er Goethes „An den Mond“ durchfühlte und mitlebte ...

Und auch ich ließ mir die wohlbekannten Verse durch den Sinn gehen.

Als meine Gedanken bei der zweitletzten Strophe angelangt waren, hörte ich die Worte leise durch die Nacht klingen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Gram verschließt,
Einen Freund am Busen hält ...

Ich hatte mich noch nie hingegeben. Wo ich mit Menschen in Berührung kam, da hatte ich mich fast immer als der Überlegene gefühlt. Jene Hingabe, aus der der Mensch sich reicher und reifer zurückempfängt, war mir unbekannt geblieben. Aber in jener Sommernacht war ein seltsamer Zug zu solcher Hingabe in mir, und als jene Worte erklangen ... da war es plötzlich geschehen, daß wir uns in den Armen lagen ... Und lange hielten wir uns umschlungen ...

Als wir uns endlich erhoben, sagte ich: „Jetzt wird es aber wirklich Zeit für mich, umzukehren ...“

„Willst du nicht lieber ganz mit mir gehen? Meine Mutter würde sich freuen.“

„Das geht wohl nicht ...“

„Warum nicht?“

Ich überlegte. Für die ersten Ferientage hatte ich mir ohnehin eine Fußwanderung vorgenommen. Wenn ich am Morgen sofort nach Hause telegraphierte, stand eigentlich nichts im Wege, die Einladung anzunehmen. Und so tat ich denn auch.

Wald — Wald — Wald. —

Mitternacht war längst vorüber, und allmählich kam nun doch eine große Müdigkeit über uns zwei nächtlichen Wanderer.

Ihr Freunde wißt, wie es bei solchen Nachtwanderungen zugeht. Denn diese Wandernacht ist ja die Mutter vieler schöner Wandernächte gewesen, zu denen ich euch verführt habe. O, diese Nächte! ... wenn laue Sommerluft uns Rock und Weste abschmeichelte und die befreite Brust umkoste ... wenn das Gebrause des Herbststurmes und das Gekreisch der Wildgänse aus jagenden Wolkenfetzen heldenhafte Urgefühle auslöste ... wenn winterlicher Sternhimmel in Milliarden von Schneediamanten glitzerte ... Jetzt kann man sich's kaum noch vorstellen, daß man einmal ein solcher Nachtschwärmer gewesen ist. Aber um wie viele herrliche Erinnerungen wären wir ärmer, wenn wir alle diese schönen Jugendnächte verschlafen oder durchkneipt hätten!

Nach Mitternacht verstummt das Geplauder nach und nach. Man stolpert stumm und steif nebeneinander her und denkt mit Verlangen an das weiche Bett daheim. Zuletzt druselt man wirklich im Gehen ein. Die Beine sind unten wie ein paar Stöcker, gehorchen aber automatisch dem ihnen vom Willen gegebenen Befehl, den Körper fortzubewegen. Dump — dump — dump — dump dröhnt's dumpf von unten herauf durch den Körper und das schlaftrunkene Gehirn bis unter die Schädeldecke. Von Zeit zu Zeit reißt man die Augen auf, sieht stumpf verwundert die Zackenlinie des dunklen Waldes, den helleren Himmel, einen funkelnden Stern, die Gefährten an der Seite, den Weg vor den Füßen, gibt ihnen, wenn nötig, eine verbesserte Richtung und erneuten Befehl, der für ein weiteres Schläfchen ausreicht, und schon ist man hinüber und trottet dahin, dump — dump — dump — dump.

Tirili tirililih!

„Die erste Lerche!"

Wir sind stehengeblieben und sehen mit hohlen Augen sie in das Grau des Himmels emporsteigen.

Der Wald liegt hinter uns. Mit bleichen Wolken im Osten kündet der Morgen sich an.

„Wie lange haben wir noch?"

„Anderthalb Stunden."

„Noch so lange?"

Zwischen Schlafen und Wachen trotten wir weiter ...

Plötzlich werde ich angehalten und umgewendet.

„Rhododaktylos Eos!" kommt es in heiligem Schauer über des Freundes Lippen.

Ich reiße die Augen auf. Ja, Eos hat ihre Rosenfinger über das graue Gewölk gestreckt. Hell leuchtet der Morgenstern.

Wieder ein Dorf. Hähne krähen um die Wette. Ein Hofhund macht vor seiner Hütte, sich kratzend, Morgentoilette. Ein Bauer stolpert über seinen Hof, beneidenswert tief gähnend. Wir bleiben stehen und tun angesteckt herzhaft mit.

Unter einem Dach zwitschern die Schwalben. Wir bleiben wieder stehen, dem süßen Geschwätz zu lauschen.

Da springt unter ihrem Nest ein Fenster auf, und eine dralle, rotbackige Magd gießt ihr Waschwasser auf die Straße. Entsetzt sind wir zur Seite gesprungen, um den Spritzern auszuweichen, die Attentäterin im Negligé ist mit einem kreischenden Uch! vom Fenster zurückgefahren.

Wir sehen uns lachend an und sind auf einmal völlig munter.

Vor den geschlossenen Schranken eines Bahnüberganges ziehen wir unsere Uhren auf. Die meinige ist schon stehengeblieben. Ein Zug braust in die Ferne und pufft blendend weiße, von der Morgensonne durchleuchtete Dampfwolken in die Höhe.

Der Bahnwärter öffnet verschlafen und verwundert die Schranken und läßt uns in ein Ackerstädtchen hinein. Wir gehen durch einige stille Straßen, in denen unsere Schritte lange nachhallen, und machen bald vor einem Hause halt, das ein paar Schritte zurück in einem Gärtchen liegt. In der Buchsbaumeinfassung eines Beetes

wird der Schlüssel gesucht und gefunden. Wir schließen auf, schleichen auf den Zehen hinein, und ich werde sofort in eine Fremdenkammer geführt. Das Bett ist zwar nicht überzogen, aber das bemerke ich kaum. Ein fester Händedruck, ein warmer Blick aus übernächtigen Augen, ein etwas deplaziertes Gutenacht, schnelles Entkleiden, und mit Inbrunst sinke ich dem Schlaf in die Arme ...

Als ich die Augen aufschlug, schien der Tag hell in die Kammer, und huschende Lichter und Blätterschatten jagten sich an der Wand. Ich mußte mich erst besinnen, wo ich war, und die ganze Geschichte kam mir sehr wunderlich vor.

Ich richtete mich im Bette auf und sah aus dem Fenster. Dieses ging in einen kleinen Garten hinaus. Auf wohlgepflegten Beeten standen Rosen, Rittersporn, Tausendschönchen, Jungfer im Grünen und andere altmodische Blumen. An der Hauswand schliefen Hühner in der Sonne. In Garten und Haus war eine heimelige, märchenhafte Stille.

Ich hatte noch keine Lust, mich anzukleiden, und legte mich wieder aufs Bett.

Es war mir, als müßte ich einen wunderschönen Traum geträumt haben. Aber ich konnte mich auf nichts besinnen. Da merkte ich, es war das Gefühl des großen Glücks, einen Freund gefunden zu haben, das, während der Leib schlief, in der Seele wachgeblieben war. Und nun zog es jubelnd immer wieder durch ihre Tiefen ...

Es pochte leise an meine Tür. Der, den die Sommernacht mir geschenkt hatte, trat ein, mit einem verlegenen

Lächeln im Gesicht. Ich reckte und dehnte mich im Sonnenschein auf meinem Bette und sagte: „O Mensch, wie ist das hier bei dir schön!"

Da kam ein warmes, helles Leuchten in seine Augen. Und ich konnte nicht anders, ich mußte aufspringen, die Arme öffnen und ihn fest an mein Herz drücken. Wir hatten nicht nur eine schöne Sommernacht hinter uns. Wir fühlten: eine glückliche, selige Zeit lag vor uns.

Fast zwei Wochen bin ich bei ihm geblieben. Seine Mutter, eine Beamtenwitwe, war eine schlichte Frau von großer Herzensgüte. Wenn ich aufbrechen wollte, hielt sie mich immer wieder fest. Sie sagte mir im Vertrauen, wie ihr Sohn mit seinem grübelnden, verschlossenen Wesen ihr oft Sorge gemacht habe, und wie glücklich sie wäre, daß er jetzt einen Freund gefunden habe. So umgab sie denn auch mich mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Diese ersten Tage unserer jungen Freundschaft gehören zu den glücklichsten meines Lebens. Die Welt wurde mir schöner mit jedem Tag, das Leben größer, die Seele weiter. Aus der Enge eines naturwissenschaftlichen Museums fand ich durch den Freund den Weg in einen unendlichen Gottestempel, in dem er auf den Stufen des Altars kniete, das Herz voll Freude, Bewunderung und Anbetung. Ich hörte auf, das Leben nur kühl und kalt zu beobachten; ich fing an, es zu lieben und warm mitzuleben. O, dieses Wachsen, Grünen und Blühen der Seele in jenen Frühlingstagen der Freundschaft! ...

Dreiviertel Jahr blieben wir treu verbunden und

waren täglich beieinander. Als Ostern ins Land kam, mußten wir uns trennen. Ich erhielt das Reifezeugnis, mein Freund wurde zur Prüfung nicht zugelassen. Da er in der Mathematik völlig versagte und überhaupt kein Schul- und Examensmensch war, so hatte sein Vorzeugnis wohl nicht die erforderlichen „Punkte", und er wurde nicht als „reif" angesehen. Von seinen Lehrern hat ihn niemand verstanden. Ja, ich möchte sagen, außer mir und vielleicht seiner Mutter hat ihn überhaupt kein Mensch auf der Welt gekannt. Sein Bestes und Eigenstes war eben nicht nach außen gerichtet, und auch ich hatte es ja nur einer glücklichen Fügung zu verdanken, daß er mir nicht der mittelmäßige Schüler und der linkische Mensch blieb, daß der Reichtum und die Tiefe seines Wesens sich mir offenbarte und ich aus seiner Fülle nehmen durfte. So sind wohl manche Menschen und Sachen, „die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn." Und wir müssen dankbar sein, wenn uns eines Tages die Augen aufgehen und wir da, wo wir anfangs gelacht und gespottet haben, lieben und verehren dürfen.

Wir hofften, nach einem halben Jahre, oder spätestens einem ganzen, auf einer Universität uns wieder zu vereinigen. Es ist anders gekommen. Nicht lange nach Beginn des neuen Schuljahres ging er eines Nachmittags an dem Flusse vor der Stadt spazieren und hörte aus dem Wasser das Hilfegeschrei eines Kindes. Obgleich ein schlechter Schwimmer, stürzte er sich ohne Besinnen in die Fluten. Das Kind wurde durch Dazukommen anderer Leute gerettet. In dem Augen-

blick, als sie es meinem Freund aus den Händen nahmen, sank er selbst in die Tiefe, wahrscheinlich infolge übermäßiger Anstrengung von einem Herzschlag ereilt...

So war ich denn wieder allein.

Aber es war das Eis nun einmal gebrochen. Ohne Freundschaft konnte ich nicht mehr leben. Und eines Abends fand ich in der Kemenate einer Burgruine einen Jüngling, der durch die leeren Fensterhöhlen in ein blühendes Tal hinausträumte. Das war mein lieber Hermann. Der hatte von der Schule her den jungen Gottesgelehrten an der Hand. So waren wir schon ein Terzett. Und siehe da, als wir eines Abends im Garten einer Klosterwirtschaft ein paar Lieder gesungen haben, kommt ein Herr, der sich an einem benachbarten Tisch mit Bier und Schinkenwurst delektiert hat, stellt sich höflich vor und bittet um die Erlaubnis, bei dem nächsten Liede den zweiten Baß mitzusingen. Er wurde freundlich willkommen geheißen und als der vierte im Bunde festgehalten. Das Quartett war fertig, der Freundeskreis geschlossen.

Ihr alle habt später anderweitigen Anschluß gefunden...

Oft gehen darüber ja alte Jugendfreundschaften in die Brüche.

Daß die unsere von diesem Geschick nicht betroffen ist, daß sie nach so vielen Jahren noch eine Nachblüte erleben konnte wie in diesen Sommerwochen, das habt ihr zum nicht geringen Teile meiner Wenigkeit zu danken.... Oder vielmehr dem, der es mich gelehrt hat, Freundschaft zu suchen und zu halten. Darum trifft es

sich gut, daß gerade er die Reihe der Herzensheiligen, die an diesen schönen Nachmittagen in unserer Mitte weilten, schließen soll ...

Um das Hünengrab lag die Stille, mit der diese Stätte seit Jahrtausenden gute Freundschaft gehalten hatte ....

„Wie schade," sagte endlich Frau Klara, indem sie den Blick durch das Heideland zu ihren Füßen wandern ließ, „daß wir gerade jetzt scheiden müssen, wo die Heide sich zum Blühen anschickt! Wie entzückend muß das sein, wenn diese weite, braune Ebene ein rotes Meer ist, und die Hügel sind darin die Wellen und blauende Wälder ferne, glückliche Inseln ..."

Der Doktor sah seine alte Widersacherin mit Augen an, in denen tausend Teufelchen sprühten.

„Verehrteste," sagte er munter, „nun tun Sie mir den einzigen Gefallen, daß Sie mir den letzten Tag nicht noch poetisch und sentimental werden! Es steht Ihnen wirklich nicht. Die allerhöchste Zeit ist's, daß dieses Schlaraffenleben aufhört. Länger als vier Wochen hält kein anständiger Mensch solches Bummeln aus. Ich kann euch gar nicht sagen, wie ich mich auf meine Kranken freue. Hoffentlich warten einige recht interessante Fälle auf mich. Die schwierigsten Operationen, glaub' ich, mach' ich euch jetzt nur so aus dem Handgelenk ... Komm, mein Schwarzer ... Komm nur dreist heran, die alte böse Tante soll dir auch gar nichts tun. Du guter alter Kerl ... morgen abend spendiere ich dir in Hamburg an der Elbe eine leckere Bratwurst."